BASTEI

STERNEN FAUST

Kern der Macht

Band 74 • Deutschland 1,75 €

Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF • Dänemark 15,75 DKR

Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Kern der Macht

von M'Raven

Die Landschaft bot einen wunderschönen Anblick. Kleine und etwas größere Seen lagen im Abstand von wenigen Metern bis zu einigen hundert Metern eingebettet in sanfte, mit bläulichem Gras und bunten Blumen bewachsenen Hügeln. Aus der Mitte der etwas größeren Seen ragten teilweise riesige Kristallnadeln empor, die in allen Regenbogenfarben schillerten. Andere reckten ihre Spitzen zwischen den Gräsern himmelwärts, und hier und da gab es Geröllflächen aus ebenfalls glitzernden Kristallen. Über allem wölbte sich ein rötlicher Himmel, an dem eine violette Sonne Licht spendete.

Abgesehen von der ungewöhnlichen Farbe von Himmel und Sonne könnte man fast glauben, dass dies hier das Paradies ist, dachte Captain Dana Frost, Kommandantin des Sondereinsatz-Kreuzers STERNENFAUST. Fehlt nur noch der Garten Eden mit seiner Obstplantage.

Doch sie war sich nur zu bewusst, dass der Schein trog und dieser scheinbar idyllische Ort Gefahren barg, die keinesfalls unterschätzt werden durften. Dieses »Paradies« war eine weitere Ebene der Raumstation oder der Hohlweltvariante, die das »Zentrum« von Denuurs Reich bildete. Und die Crew der STERNENFAUST war darin ebenso gefangen wie die der j'ebeemischen STOLZ DER GÖTTER und der kridanischen SEDONGS RACHE. Zumindest, was von ihnen noch übrig war.

Nachdem die sechs bekannten Völker, die im selben Weltraum-Quadranten existierten wie die Solaren Welten der Menschen, nach einem langen, verlustreichen Krieg gegen die parasitären Dronte endlich ihre Differenzen weitgehend beigelegt hatten, rüsteten sie eine gemeinsame Expedition aus. Deren Ziel war es, mehr über den Ursprung einer uralten und technisch hochstehenden Rasse zu erfahren, die allgemein die »Toten Götter« genannt wurde, weil sie aus bisher unbekannten Gründen eines Tages zumindest aus dem bekannten Teil der Galaxis verschwunden war.

Damit stieß die Expedition aber gleichzeitig in ein Gebiet vor, das vermutlich die Heimat – oder doch zumindest ein Territorium – der aggressiven Morax war. Diese Vermutung hatte sich leider bestätigt – mit fatalen Folgen. Als die Expedition diesen Hohlplaneten erreicht hatte, waren sie von Morax angegriffen worden. Die Besatzung der LEKKEDD, Privatyacht des mantidischen Reporters Kkiku'h, war niedergemetzelt worden. Es gab keine Überlebenden. Die STERNENFAUST, die SEDONGS RACHE und die STOLZ DER GÖTTER waren geentert und abgeschleppt worden, die Crews gefangen genommen. Der FLAMMENZUNGE der Starr und der WEITE REISE der Shisheni war vorerst die Flucht geglückt, doch keiner der Gefangenen wusste, was aus ihnen geworden war. Wenn sie klug waren, hatten sich beide Schiffe längst aus dem Staub und auf den Rückweg nach Hause gemacht, weil niemand den Gefangenen helfen konnte.

Jedenfalls nicht von außen.

Dana selbst war nicht so blauäugig anzunehmen, dass man von ihnen irgendeine Hilfe erwarten konnte.

Die Morax hatten die Crewmitglieder, die nicht schon beim Angriff im Weltraum getötet worden waren, in ein Gefängnis im Inneren dieses Hohlplaneten gebracht und sie nach ungefähr einer Woche darin freigelassen. Sie konnten sich hier ungehindert bewegen, solange sie sich von sogenannten »Verbotenen Zonen« fernhielten.

Anfangs war ihnen nicht klar, was die Morax damit bezweckten. Besonders Dana war irritiert. Sie war Monate zuvor schon einmal von Morax gefangen genommen und wie eine Sklavin zu Frondiensten herangezogen worden. Natürlich hatte sie erwartet, dass ihnen hier dasselbe Schicksal bevorstand. Ihre Freilassung passte nicht zu dem,

was sie von den Morax kannte. Doch das hier war Denuurs Reich, sein »Zentrum«, und die Morax taten, was ihr oberster Gott ihnen befahl.

Dana wusste allerdings von dem Morax, dessen Leibsklavin sie gewesen war, dass Denuur kein Gott, sondern ein natürliches Wesen war, wenn Atraan selbst auch nicht gewusst hatte, zu welcher Rasse Denuur gehörte oder hätte beschreiben können, wie Denuur überhaupt aussah. Eine weitere wichtige Information, die Dana aus ihrer Zeit bei den Morax erhalten hatte, war, dass die kleinen silberweißen zehnbeinigen Spinnentiere, die es auf jedem Morax-Schiff und auch hier auf jeder Ebene zu Millionen gab, in irgendeinem Zusammenhang mit Denuur standen. Doch die genaue Art dieser Beziehung kannten weder die Morax noch Dana.

Der größte Vorteil von Danas unfreiwilligem Sklavendasein bei den Morax war jedoch gewesen, dass sie Gelegenheit gehabt hatte, die Schrift der Morax ein wenig zu erlernen, die mit der Schrift der Toten Götter weitgehend identisch war. Professor Yngvar MacShane, der beste Kryptologe der Solaren Welten, hatte Dana nach ihrer Rückkehr darüber regelrecht ausgequetscht, bis er alles wusste, was sie wusste. Diese Kenntnisse erwiesen sich auf der Expedition immer wieder als überaus hilfreich.

Doch das allein hätte nicht ausgereicht, um auch nur einen Teil des Geheimnisses dieser Hohlwelt zu lüften. Dass sie überhaupt etwas herausgefunden hatten, hatten sie allein Sikona zu verdanken, einer Rhukapai, die sich ihnen angeschlossen hatte. Als Priesterin ihres Volkes, dessen Schrift ebenfalls die der Toten Götter war, kannte sie nicht nur die Bedeutung der Schriftzeichen, sondern auch die Sprache dieses alten Volkes, die sie allerdings aufgrund eines religiösen Tabus nicht aussprechen durfte. Doch sie hatte keine Probleme damit, jedes geschriebene Wort in ihre eigene Sprache zu übersetzen, die dann von den Translatoren in Solar übertragen wurden.

Jedenfalls war es ihr und MacShane zu verdanken, dass sie erfahren hatten, dass diese Hohlwelt nichts anderes war als ein gigantischer Zoo und ein Versuchslabor, in dem Denuur Gruppen verschiedener Spezies einquartierte, um ihr Verhalten zu studieren. Ein von ihm geschickter Bote hatte die Mitglieder der drei Crews vor ein paar Tagen unmissverständlich aufgefordert, sich eine Sphäre dieser Welt zu suchen, die ihren Bedürfnissen entsprach, sich dort anzusiedeln und dort bis zu ihrem natürlichen (oder unnatürlichen) Ende zu leben – ein Vorschlag, der für alle absolut indiskutabel war. Ihre Priorität hieß Flucht, sofern die machbar war.

Doch dazu brauchten sie ihre Schiffe, falls die noch intakt und nicht inzwischen vollständig von den Morax zerlegt worden waren. Das Problem war nur, dass sie nicht wussten, wo die sich befanden. Eigentlich wussten sie noch nicht einmal, wo genau in diesem gigantischen Gefüge des Hohlplaneten ihr eigener Standort war. Die Hohlwelt bestand aus mehreren Schichten, die sich wie die Häute einer riesigen Zwiebel um den Kern aufbauten. Jede Schicht war von der

anderen durch eine mindestens 200 Meter dicke »Decke« getrennt und in unregelmäßigen Abständen mit etwa hundert Meter durchmessenden Tunneln mit den beiden jeweils angrenzenden Sphären verbunden.

Allerdings waren die Sphären jeweils umgekehrt gegeneinander aufgebaut. Verließ man eine durch den Tunnel »himmelwärts«, so kam man in der dort angrenzenden Sphäre ebenfalls am Himmel heraus. Ging man dagegen »nach unten« in die Erde hinein, so kam man in der dort angrenzenden Sphäre ebenfalls auf dem Boden heraus. Somit gab es keinerlei Anhaltspunkte, welche Richtung an die Oberfläche der Hohlwelt führte.

Lieutenant Simon E. Jefferson, der Leitende Ingenieur der STERNENFAUST, hatte die Scanner, die man ihnen gelassen hatte, inzwischen so modifiziert, dass ihre Reichweite erheblich vergrößert war. Dadurch war es ihnen gelungen, auf dieser Ebene eine starke Energieemission zu messen, die vermutlich von einem Wachposten der Morax stammte. Solche Wachstationen gab es unzählige auf jeder Ebene. Sie stellten die »Verbotenen Zonen« dar, die zu betreten allen Gefangenen streng untersagt war.

Aber natürlich ließen sich weder Menschen, noch J'ebeem oder Kridan von solchen Verboten abschrecken. Ihr gemeinsamer Plan sah vor, irgendwie in die Station einzudringen und anhand eines dort – hoffentlich! – vorhandenen Grundrisses der Hohlwelt herauszufinden, wo sie und ihre Schiffe sich befanden. Im Idealfall entdeckten sie dabei auch einen Fluchtweg. Wie sie die Aktion allerdings bewerkstelligen wollten oder konnten, darüber würden sie sich Gedanken machen, sobald sie die Wachstation erreicht und sich ein Bild von der Lage vor Ort gemacht hatten.

Jetzt legten sie erst einmal eine Pause ein, denn sie waren alle erschöpft. Die Morax hatten ihnen alle Ausrüstungsgegenstände gelassen, die sie nicht für Waffen hielten, unter anderem auch ihre leichten Kampfanzüge, die mit Antigrav-Packs ausgerüstet waren. Doch ständig mit den Antigrav-Packs zu fliegen, war nicht nur anstrengend, es verbrauchte auch die Energie der Packs, die von Mal zu Mal länger benötigten, um sich wieder aufzuladen. Wahrscheinlich lag das an der hier herrschenden hohen 5-D-Strahlung. Aber wenigstens funktionierten bisher alle Ausrüstungsgegenstände noch einwandfrei.

Die Marines konnten sogar ihre schweren Kampfanzüge und ihre Thermostrahler behalten. Corporal Ragnarök S. Telford hatte Letztere den Morax als eine Art Feuerzeug untergejubelt, mit dem man das Essen erhitzen und sterilisieren konnte, und die hatten das nach einer entsprechenden Demonstration kommentarlos geschluckt. Somit waren sie wenigstens nicht ganz wehrlos. Die Marines und die Sicherheitsleute der Kridan und J'ebeem hatten sich darüber hinaus in einmütiger Solidarität zusammengetan und aus dem Rohmaterial, das sie hier fanden, primitive Waffen gebastelt.

So war inzwischen jeder J'ebeem mit Wurfspeeren und Steinschleudern ausgestattet, mit denen sie überraschend gut umzugehen verstanden. Die Kridan hatten sich eine Art Bumerangs gebaut, und die Crew der STERNENFAUST war mit Speeren, Pfeil und Bogen und Steinmessern bewaffnet. Fähnrich Jenny Black Fox, die beste Waffentechnikerin der Flotte, deren Fähigkeiten sich, wie Dana hier erst festgestellt hatte, nicht nur auf den Umgang mit modernen Waffen beschränkte, war unermüdlich dabei, weitere Waffen herzustellen und die vorhandenen zu verbessern. Die hier auf dieser Ebene herumliegenden Kristalle boten dafür ein hervorragendes Grundmaterial und wurden zu Messerklingen, Pfeil- und Speerspitzen sowie einer modifizierten Art von Dartpfeilen verarbeitet. Letztere besaßen zwar keine große Reichweite, konnten aber im Fall eines Falles einem Feind durchaus gefährlich werden.

Und Feinde gab es hier genug. Bereits in ihrer ersten Nacht im Freien nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis der Morax waren sie von einer aggressiven, ihnen bis dahin unbekannten Spezies angegriffen worden. Und obwohl sie versuchten, den Kontakt zu anderen Wesen, die hier lebten, zu vermeiden, verging bisher kein Tag, an dem es nicht zu mindestens einem Kampf gekommen war, der fast immer mit Verlusten, zumindest aber mit weiteren Verletzten endete.

Erschwerend kam hinzu, dass auch das Ärzteteam stark dezimiert war. Dr. Simone Gardikov, die Schiffsärztin, war schon beim Angriff der Morax auf die STERNENFAUST schwer verletzt worden. Da sie sich noch nicht wieder erholt hatte, als die Morax die Crews freiließen, hatten sie Dr. Gardikov und alle anderen Verwundeten eiskalt umgebracht. Darunter war auch Dr. Taila Sakala gewesen, die Frau des j'ebeemischen Kommandanten Siron Talas. Seitdem wollte Siron Morax-Blut sehen und war eine am Rande des Wahnsinns wandelnden Zeitbombe, die jederzeit hochgehen konnte.

Immerhin besaßen die J'ebeem in Dr. Brekken Dabruun noch einen wirklich kompetenten Arzt. Er war zusammen mit Dana Gefangener der Morax gewesen und ihr als Leibarzt zugeteilt worden, als ihr »Herr« sie zu Schaukämpfen in die Arena geschickt hatte. Und auch die STERNENFAUST-Crew besaß neben dem Pfleger Peter Davison in Dr. Gardikovs Assistenzärztin, Fähnrich Kendra Scott, eine kundige Kraft. Lediglich die Kridan hatten Pech gehabt. Ein Geschoss der Morax hatte die Krankenstation ihres Schiffes getroffen und das gesamte Ärztepersonal mit einem Schlag ausradiert.

Dana hatte sich immer bemüht, auch ihre Feinde mit Achtung und Respekt zu behandeln und hätte sich vor ihrem unfreiwilligen Aufenthalt bei den Morax nie vorstellen können, dass sie diesbezüglich jemals anders handeln würde. Doch seit der grausamen Ermordung der Verwundeten hasste sie diese Wesen mit einer Vehemenz, die sie selbst erschreckte. Sie konnte nur zu gut verstehen, dass Siron Talas am liebsten jeden Einzelnen von ihnen umgebracht hätte. Sie selbst hatte inzwischen zunehmend Mühe, ihren Hass zu beherrschen. Doch wenn

sie ihre Leute hier herausbringen wollte, durfte sie sich nicht von solchen Gefühlen leiten lassen.

*

»Hier ist das reinste Paradies für Edelsteinsammler«, hörte Dana jemanden sagen. Sie wandte sich um und sah Lieutenant John Santos, den Ruderoffizier der STERNENFAUST, in einiger Entfernung auf einem Geröllfeld mit wahrer Begeisterung einen Stein nach dem anderen aufheben, von allen Seiten ansehen und einige Exemplare einstecken. »Wenn man Leute von der Schmuckindustrie hierher schickte, würden danach zu Hause die Preise für manche Mineralien drastisch fallen.« Er hielt einen Stein gegen das Licht und nickte anerkennend.

»Sie meinen, dann könnten Sie Ihrer Freundin endlich ein Diamantcollier schenken«, bemerkte Corporal Ragnarök S. Telford, Kommandant der Marines trocken. Sein Vorgesetzter, Sergeant Roy Takashi, gehörte zu den Vermissten der Raumschlacht, die ihrer Gefangennahme vorausgegangen war, weshalb Telford nun seine Stelle einnahm. »Ich dachte immer, seit die Diamantenproduktion ausschließlich industriell erfolgt, könnte sich jeder so ein Ding leisten.«

»In der Schmuckherstellung haben natürliche Edelsteine immer noch einen weitaus höheren Wert als industriell gefertigte, Corporal«, erklärte ihm Santos. »Ich weiß das deshalb so genau, weil meine Schwester Schmuckdesignerin ist.«

Jenny Black Fox trat zu ihm und nahm ihm den beinahe faustgroßen Stein aus der Hand. »Mich interessiert mehr, ob man aus dem eine Waffe machen kann.« Sie scannte den Stein. »Das ist tatsächlich ein Diamant«, stellte sie fest. »Leider haben wir nicht das Werkzeug, um ihn bearbeiten zu können.«

»Nicht alles muss zu einer physischen Waffe umfunktioniert werden, Fähnrich«, erinnerte Brekken Dabruun sie, der sich ebenfalls damit beschäftigte, einige Steine zusammenzusuchen. »Das hier«, er hielt ihr einen blaugrün und violett schimmernden Kristall hin, »ist zum Beispiel ein Mineral, das einen Stoff enthält, der, wenn man ihn mit ein paar anderen Stoffen und Chemikalien verbindet, auf die Morax eine wahrhaft ›umwerfende‹ Wirkung hat.«

Dana spitzte die Ohren und trat näher. »Was genau heißt das, Brekken?«

»Das heißt, dass ich dabei bin, alle notwendigen Komponenten dieser Chemikalie zusammenzustellen. Ich denke, wenn es mir gelingt und ich die Droge herstellen kann, kommen wir ohne Kampf in die Station der Morax hinein. Vorausgesetzt, wir finden einen Weg, sie dem Zeug auszusetzen.«

»Und wie genau wirkt diese … Droge?« Dana erinnerte sich noch sehr gut daran, dass Brekken ein wahrer Meister im Herstellen von Medikamenten aller Art war. An Bord der Morax-Schiffe herrschte

harte atomare Strahlung von Fusionsreaktoren, mit denen die Energieversorgung der Schiffe gesichert wurde. Die Morax selbst waren dagegen immun, aber ihre Arbeitskräfte, die sie von allen möglichen geplünderten Welten entführt hatten, waren es nicht. Brekken hatte in seiner Eigenschaft als Danas Betreuer für sie ein Medikament gemixt, das die zerstörerische Wirkung der Strahlung verlangsamte, wenn es sie auch nicht aufhalten konnte. Und die Ärzte in der Reha-Klinik hatten Dana versichert, dass diese Substanz ihr das Leben gerettet hatte.

»Das kommt darauf an, ob ich alles finde, was ich dafür brauche«, antwortete der J'ebeem jetzt auf die Frage. »Falls ja und falls ich die Droge in ausreichender Menge und Stärke herstellen kann, schickt sie jeden Morax ins Reich der Träume, der sie einatmet oder in direkten Hautkontakt mit ihr kommt. In geringerer Dosierung verursacht sie ihnen immerhin so schwere Halluzinationen, dass sie völlig orientierungslos sind und für niemanden eine Gefahr mehr darstellen. Allenfalls für sich selbst.«

»Woher wissen Sie das?«, wollte John Santos wissen.

»Während meines unfreiwilligen Daseins als Sklave der Morax habe ich eines Tages bemerkt, dass sich einige Morax mit diesem Zeug«, er warf den Stein in die Luft und fing ihn geschickt wieder auf, »das Hirn vernebeln. Schwach dosiert ist es ein Rauschmittel, das ihnen wohl die herrlichsten Fantasien vorgaukelt. Ihr Benehmen unter seiner Wirkung ließ jedenfalls darauf schließen. Ich habe das Mineral schon damals untersucht, soweit es mir möglich war. Leider fehlten mir die übrigen Komponenten, um daraus das Betäubungsmittel herzustellen.«

»Am besten Sie stellen ein Gift her, das die Morax nicht nur betäubt, sondern sie tötet, Dr. Dabruun«, sagte Siron Talas hart, der zu ihnen getreten war. »Haben Sie dazu die Möglichkeit?«

»Nein. Dazu fehlen andere Komponenten, die als Katalysatoren die Wirkung verstärken könnten, Kommandant.«

»Ich sehe nicht, wieso Sie *dieses* Mittel nicht einfach überdosieren können!« Sirons Stimme ließ keinen Zweifel daran aufkommen, dass er der Meinung war, Brekken gäbe sich nicht genug Mühe.

Er hat sich nicht nur einfach verändert durch den Tod seiner Frau, dachte Dana, *er scheint sich um 180 Grad gedreht zu haben. Es kommt mir beinahe so vor, als wäre er ein vollkommen anderer als der Siron Talas, den ich seit Jahren kenne.*

Als sie Siron vor fast zwei Jahren auf Shishena kennengelernt hatte, war er ein ruhiger, besonnener Mann gewesen, der anderen Völkern gegenüber aufgeschlossen war und selbst dann noch nach friedlichen Lösungen suchte, wenn man ihm ein aggressives Vorgehen befohlen hatte. Daran hatte sich bis zu Taila Sakalas Tod nichts geändert. Doch jetzt schien er nur noch aus Hass und Rachsucht zu bestehen und besaß nichts mehr von der ruhigen Gelassenheit, die ihn früher ausgezeichnet hatte.

»Um eine Überdosis zu destillieren«, beantwortete Brekken jetzt

ungerührt seine Frage, »bräuchte ich entweder eine gigantische Apparatur oder eine gigantische Menge an Zeit. Ich habe aber nur unsere Notfall-Kits zur Verfügung, und Zeit zu vergeuden ist ein Luxus, den wir uns nicht leisten können. Je mehr Zeit wir den Morax geben, unsere Schiffe auseinanderzunehmen, desto unwahrscheinlicher wird es, dass wir sie zur Flucht benutzen können. Aber es gibt noch einen anderen Grund, weshalb eine tödliche Dosis nicht machbar ist. Die entsprechende fertige Menge wäre zu groß, um sie mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu transportieren. Das erschwert ihren Einsatz unter Umständen bis zur Unmöglichkeit. Es wird schon schwer genug, das Mittel überhaupt irgendwie in die Station der Morax hineinzubringen, ohne dass die das bemerken. Bei einer so großen Menge wie der tödlichen Überdosis wäre das nicht mehr machbar. Kommandant, ich tue mein Möglichstes, dessen können Sie sich sicher sein, aber Ihr Wunsch ist unter den gegebenen Umständen nicht zu erfüllen.«

Siron starrte ihn eine Weile ausdruckslos an. »Ich weiß«, sagte er schließlich nur kurz, drehte sich um und nahm seinen einsamen Posten am Rand des Camps wieder ein.



Siron Talas konnte es vor sich selbst ohne Weiteres zugeben: Dass Brekken Dabruun seinen Vorschlag, die Morax doch gleich zu töten, ablehnte, war ihm klar gewesen. Aber er hatte es doch versuchen wollen. Versuchen *müssen*.

Es gab keine Worte, die ausdrücken konnten, wie er sich fühlte. Nicht nur Tailas Tod machte ihm zu schaffen, sondern auch seine Unfähigkeit, angemessen damit umzugehen. Er war Soldat und hatte schon viele seiner Leute bei Einsätzen verloren, als die J'ebeem noch gegen die Starr, die Menschen und die Shisheni gekämpft hatten und später gegen die Dronte und die Morax. Einige wenige waren gute Freunde gewesen, zwei von ihnen seine Brüder. Und einer seiner Cousins, der ihm sehr nahegestanden hatte, war ebenfalls den Morax zum Opfer gefallen. Der Verlust hatte ihn jedes Mal schwer getroffen. Doch verglichen damit, hilflos mit ansehen zu müssen, wie Taila von einem Morax getötet wurde, waren die vergangenen Verluste nichts weiter als unbedeutende Unannehmlichkeiten. Taila war sein Leben gewesen und sein Halt. Zwischen ihnen hatte eine so tiefe Liebe geherrscht, wie sie selten vorkam in Familien aus dem Hohen Adel, in denen die Ehen arrangiert wurden. Doch er und Taila hatten das große Glück gehabt, sich in einander zu verlieben und diese Liebe ungebrochen lebendig halten zu können.

Siron erinnerte sich noch gut daran, dass Taila ihm in mehr als einer brenzligen Situationen versichert hatte, dass sie ihm immer loyal auf seinem Weg folgen würde, selbst in den Tod. Und genau dorthin hatte er sie nun gebracht. Er hätte darauf bestehen sollen, dass sie, wie es

sich für eine Frau aus dem Adel gehörte, zu Hause bei der Familie blieb und sich um ihre kleine Tochter kümmerte. Aber Taila war nicht nur eine fähige Ärztin, sondern auch willensstark wie ein ungezähmter Drache und hätte sich eine solche Zurückweisung nicht kampflos bieten lassen. Aber Siron hatte sie auch mit auf die Expedition genommen, weil er nicht Monate oder gar Jahre von ihr getrennt sein wollte. Und mit diesem Egoismus trug er nun einen Teil der Schuld an ihrem Tod.

Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wie er damit fertig werden und diesen Verlust jemals verkraften sollte. Taila war ein so wichtiger Teil seines Lebens gewesen, seine große Liebe, seine kluge Beraterin und der Mittel- und Ankerpunkt seines ganzen Wesens. Ohne sie fühlte er sich vollkommen verloren und so allein wie nie zuvor in seinem Leben. Beinahe handlungsunfähig.

Aber genau das konnte er sich als Kommandant eines Kampf schiff es nicht leisten. Er musste sich zusammenreißen. Doch dazu fehlte ihm die Kraft.

Er fühlte eine Hand auf der Schulter und zuckte zusammen. Brekken Dabruun stand neben ihm. Der Arzt hatte ein unglaubliches Gespür dafür, wann jemand seine Hilfe brauchte, wie Siron wieder dankbar feststellen musste. Und er gab sie immer in genau der Weise, die dem Betreffenden am meisten half. Siron musste sich nicht umsehen, um sich zu vergewissern, dass Dabruun sich in einen solchen Winkel zwischen ihn und das Camp gestellt hatte, dass niemand sehen konnte, dass seine Hand auf der Schulter seines Kommandanten lag. Dadurch wurde Sirons Integrität als Vorgesetzter gewahrt, wofür er überaus dankbar war.

»Ich wollte vorhin nicht so schroff zu Ihnen sein, Doktor«, entschuldigte er sich leise.

»Ich weiß«, antwortete Brekken. »Wir alle stehen unter einem enormen Druck, ganz besonders die Kommandanten. Schließlich ist es deren Beispiel, an dem sich die Crews orientieren und aus deren Verhalten sie einen guten Teil ihrer eigenen Stabilität schöpfen. Das macht Sie, Captain Frost und Captain Mirrin-Tal zu den am meisten belasteten Leuten unserer Gruppe. Aber ich habe keinerlei Zweifel daran, dass Sie damit fertig werden.«

Genau das, was ich gebraucht habe, dachte Siron leicht verwundert. Obwohl er es inzwischen schon so oft erlebt hatte, erstaunte es ihn immer wieder, wie Dabruun es fertig brachte, in Situationen wie dieser die richtigen Worte zu finden. Vielleicht lag es an der Vergangenheit des Arztes als Kandidat für eine Tätigkeit im Geheimdienst und der damit verbundenen Spezialausbildung. Jedenfalls war diese Fähigkeit von unschätzbarem Wert für sie alle.

Siron kam nicht mehr dazu, noch weiter darüber nachzudenken, denn einer der Posten, die rund um das Camp Wache hielten, gab Alarm …

*

Shesha'a, Kommandantin der WEITE REISE, ging die letzten Berichte und Ortungsergebnisse durch und stellte zufrieden fest, dass die WEITE REISE immer noch in relativer Sicherheit war. Nachdem ihnen nach dem gescheiterten Enterversuch der Morax die Flucht gelungen war, hatte sie entschieden, weiterhin in der Nähe des künstlichen Hohlplaneten zu bleiben und zu versuchen, die Verschleppten zu finden, im Idealfall sie zu befreien. Sie hatte darüber sogar eine – für Shisheni ziemlich untypische, weil heftige – Auseinandersetzung mit Kaishuk gehabt, dem Kommandanten der FLAMMENZUNGE der Starr.

Kaishuk war der Überzeugung, dass es keine Möglichkeit gab, den Vermissten zu helfen und sie nur ihre eigene Sicherheit leichtsinnig aufs Spiel setzten, wenn sie es versuchten. Für die Starr mochte das zutreffen. Seit die Dronte damals als Erstes über deren Gebiet hergefallen und fast alle Starr zu Drontewirten gemacht hatten, war von dem einstmals stolzen Volk nur noch ein vergleichsweise kleines Häufchen übrig.

Das hatte dazu geführt, dass die tapferen Starr-Soldaten zwar immer noch tapfer waren, aber jedem einzelnen ihrer Leute nun einen besonderen Stellenwert einräumten. Sie hatten fast schon eine Manie entwickelt, jedes Starr-Leben mit allen Mitteln zu schützen und kein einziges einer unnötigen Gefahr auszusetzen. In den Augen mancher ihrer Verbündeten grenzte das schon an Feigheit.

Die Shisheni sahen das anders. Zwar besaßen sie eine lange Tradition als Krieger, und Kampf schien in ihren Genen verankert zu sein. Deshalb übten sie sich heute noch in allen sowohl archaischen wie auch modernen Kampfkünsten, obwohl sie inzwischen ein ausgesprochen friedliches Volk geworden waren, das weder untereinander noch von sich aus gegen andere Wesen Krieg führte.

Es sei denn, sie wurden angegriffen. Wie schon die J'ebeem zweimal überaus schmerzhaft und verlustreich hatten feststellen müssen, mutierten die friedfertigen Shisheni in so einem Fall zu furchtlosen und sehr tödlichen Feinden, denen Angst vor dem eigenen Tod völlig fremd war.

Doch sie dachten auch sehr logisch und waren überaus effizient in allem, was sie taten. Deshalb konnte Shesha'a Kaishuks Entscheidung wieder nach Hause zu fliegen durchaus nachvollziehen. Schließlich konnten selbst die WEITE REISE *und* die FLAMMENZUNGE gemeinsam nichts gegen die Flotte der Morax-Schiffe ausrichten, die sich rund um den Hohlplaneten tummelten. Aber die Shisheni hatten einen besonderen Grund zu bleiben, denn sie zählten Dana Frost als eine von ihnen. Und kein Shisheni ließ einen anderen im Stich, solange noch nicht alle Möglichkeiten zur Hilfe ausgeschöpft waren und es noch Hoffnung gab.

Es war völlig unerheblich, dass Dana Frost als Mensch geboren

worden war und nur durch einen rituellen *Siegelbund* Shesha'as Schwester geworden war. Ein ritueller Siegelbund war nicht nur eine gesetzlich legale Adoption, es war auch eine den Göttern heilige Handlung, die jedem Shisheni sehr viel bedeutete. Und Shesha'a hätte eine Menge darum gegeben, jetzt bei Dana sein und sie unterstützen und beschützen zu können. Oder gemeinsam mit ihr zu sterben, falls es soweit kommen sollte.

Dana war ihre einzige Familie, da Shesha'a durch unglückliche Umstände ein Einzelkind geblieben war, statt mindestens sieben Wurfgeschwister zu haben. Auch ihre Eltern waren tot und Shesha'a allein. Natürlich war ein Shisheni nie einsam, denn sie waren gesellige Wesen und ständig in Kontakt mit irgendwem und sei es »nur« ihren *Physischen Helfern*. Doch selbst die größte Zahl von engen Freunden konnte keine Familie ersetzen.

Shesha'a konnte nicht einmal rational begründen, weshalb sie ausgerechnet einen Menschen als ihre Schwester gewählt hatte, statt eine andere Shisheni. Sie wusste nur, dass sie zwischen sich und Dana eine tiefe Seelenverwandtschaft fühlte und sich sicher war, dass sie *diese* Form der Verbundenheit mit keinem anderen Wesen teilte. Dass Dana zu einem Fremdvolk gehörte, war dabei völlig unerheblich.

Als Dana von den Morax entführt und von ihrem eigenen Volk für tot erklärt wurde, war das auch für Shesha'a ein großer Verlust gewesen. Aber dann war sie zurückgekehrt, und Shesha'a konnte sich nicht erinnern, jemals glücklicher gewesen zu sein als in dem Moment, da sie die Nachricht erhalten hatte, dass Dana noch lebte. Jetzt war sie erneut in den Händen – vielmehr Pranken – der Morax, und Shesha'a würde sie nicht im Stich lassen.

Sie hatten die WEITE EEISE in einer Felsspalte eines Asteroiden versteckt und mit emuyili-beschichteten Schutzfolien getarnt, sodass ihre Konturen nicht mehr zu orten waren. Längst war ihnen klar geworden, dass sie aktiv nichts zur Rettung der Vermissten unternehmen konnten. Aber sie konnten bleiben und abwarten, ob es den Entführten vielleicht aus eigener Kraft gelang, den Hohlplaneten wieder zu verlassen. In dem Fall würden sie die Unterstützung der WEITE REISE brauchen können. Schließlich waren sie erst seit zwölf Tagen hier und konnten es sich leisten, noch ein bisschen länger zu warten.

Doch Shesha'a war sich bewusst, dass sie den Abbruch der Mission und den Rückflug nicht ewig würde hinauszögern können. Ihre Besatzung hatte großes Verständnis für ihr Bedürfnis, immer noch zu bleiben und abzuwarten, ob sich irgendetwas ergab, das ihnen helfen konnte, die Vermissten zu finden. Aber Shesha'a war das Warten langsam leid.

Bei Sussa'a, Skoshu und allen anderen Göttern, sie wollte für die Freiheit ihrer Schwester kämpfen oder doch zumindest ihren Tod rächen, falls Dana tatsächlich tot war! Auch wenn das dem Wesen der Shisheni eigentlich widersprach. Rache machte die Toten nicht wieder

lebendig und geschehenes Unrecht nicht ungeschehen. Doch wenn es um Dana ging, fiel es ihr schwer, die gebotene Logik und Effizienz zu praktizieren. Sie liebte die menschliche Frau mit der ganzen Kraft ihrer Seele und würde sie nur unter Protest und gezwungen durch äußere Umstände hier zurücklassen.

Doch dank der positiven Ortungsergebnisse lag das im Moment zum Glück noch in weiter Ferne.

*

Alirr blickte zum Himmel und benutzte den Stand der Sonne als Orientierung. Sie brauchte nur deren Lauf zu folgen, um in absehbarer Zeit wieder in ihrer Siedlung anzukommen. Sie freute sich auf die Rückkehr und die danach folgenden Tage der Ruhe. Alirr gehörte zusammen mit anderen speziell zu diesem Zweck Ausgebildeten zu den Wachläufern, deren Aufgabe es war, das Gebiet rund um die Siedlung ständig zu durchstreifen und aufzupassen, dass sich keine Feinde unbemerkt näherten. In dem Fall oblag den Wachläufern nicht nur die Aufgabe, die Siedlung zu warnen, sondern sie bildeten auch die vorderste Verteidigungslinie, von der es abhing, ob die Feinde rechtzeitig zurückgeschlagen wurden oder die Siedlung heimsuchen konnten.

Leider gab es hier genug Feinde. Doch dank der unermüdlichen Einsätze und der Aufmerksamkeit der Wachläufer hatten die meisten von ihnen schon lange aufgehört, die Siedlung überfallen und berauben zu wollen. Nur hin und wieder versuchten es noch einige Unentwegte.

Alirr konnte sich nicht vorstellen, dass es für ihr Volk einst ein Leben gegeben hatte, in dem es keine Feinde gab und auch keine Mühsal, mit der man sich seine tägliche Nahrung beschaffen musste. Sie gehörte zur vierten Generation, die hier lebte und kannte nichts anderes. Doch die wenigen Uralten, die noch lebten, erzählten immer wieder von KROLUAN, einem Maschinenwesen, in dessen riesigem Leib sie gelebt und das sie gewartet hatten.

Nach den Berichten der Alten war auch KROLUAN nicht unsterblich. Wenn er seine Funktion einstellte, transferierte er seine »inneren Wächter« an einen anderen seiner Art, der von da an für sie sorgte und sie für ihn, wie sie es immer getan hatten. Irgendwann hatte ein solcher Transport angestanden. Doch die Alten waren zu ihrer eigenen Überraschung und auch Erschrecken nicht auf einem anderen KROLUAN gelandet, sondern hier. Wo immer *hier* auch sein mochte. Ein fremdes Wesen war zu ihnen gekommen, das ihnen äußerlich ähnelte und hatte ihnen mitgeteilt, dass sie sich in Denuurs Reich befänden und sich hier ansiedeln sollten, da sie von nun an für immer hier leben würden. Die Alten waren gewohnt zu gehorchen, wenn man ihnen etwas befahl, und so hatten sie auch diesen Befehl befolgt, auch wenn sie nicht wussten, wer Denuur war, was er von ihnen wollte oder

wie und warum er sie ihrem KROLUAN entrissen hatte. Sie hatten die Siedlung gebaut, gelernt zu überleben, sich fortgepflanzt und ihren Nachkommen alles über die Maschinen eines KROLUAN beigebracht, was sie selbst wussten.

Das war nicht weiter schwierig, denn obwohl keiner ihrer Nachkommen jemals eine KROLUAN-Maschine gesehen hatte oder sehen würde, so war doch das Wissen um deren Aussehen und Funktion in ihren Genen verankert wie überhaupt das gesamte Wissen ihres Volkes. Jede Erfahrung, die einer von ihnen machte, gab er mündlich an alle anderen weiter, und was einmal im Gedächtnis eines Snioranku gespeichert war, wurde auf die nächste Generation vererbt. Sollten die drei nachfolgenden Generationen also jemals wieder auf, vielmehr *in* einen KROLUAN gelangen, so würden sie sich problemlos darin zurechtfinden und wissen, was sie zu tun hatten.

Doch dieses Wissen war hier völlig überflüssig. Hier war nur wichtig, die Feinde zu kennen und zu überleben.

Alirr hatte die Kristallebene erreicht und blieb abrupt stehen. An einem der Wasserreservoirs hielten sich unzählige Wesen auf, die sie nie zuvor gesehen hatte. Sie verbarg sich hinter einem Felsen und beobachtete die Fremden. Die meisten von ihnen saßen oder lagen am Boden. Wahrscheinlich ruhten sie, oder sie waren verletzt. Andere beschäftigten sich mit Tätigkeiten, deren Sinn sie nicht erfassen konnte. Doch einige andere bauten dagegen eindeutig Waffen. Alirr war sich nicht sicher, ob sie Feinde der Snioranku waren und ihre Siedlung angreifen wollten. In jedem Fall mussten die anderen Wachläufer und die Siedlung gewarnt, die Verteidigung organisiert werden. Ohne von den Fremden bemerkt zu werden, schlich sie davon.

*

Der Alarm versetzte das ganze Camp augenblicklich in Verteidigungsbereitschaft. Während der letzten Tage hatten die drei Crews eine Taktik entwickelt, diese möglichst effizient zu gestalten: Sie bildeten konzentrische Kreise. Den äußeren Ring stellten die Marines und Sicherheitswachen der Kridan und J'ebeem. Im Inneren des Rings befand sich ihre Ausrüstung zusammen mit jenen Menschen, Kridan und J'ebeem, die keine Waffen zur Verteidigung besaßen. Darum herum stand eine Gruppe Kridan, die mit dem Rücken zur Mitte bereit waren, etwaige Feinde mit ihren Bumerangs anzugreifen. Kniend vor ihnen befanden sich mit Steinschleudern bewaffnete J'ebeem. Sobald die Kridan ihre Bumerangs verschleudert hatten, standen sie auf und übernahmen die Verteidigung. Vor ihnen wiederum knieten Menschen mit Pfeil und Bogen, die aus dieser Lage heraus schießen konnten. Sollte der äußere Ring der Verteidiger durchbrochen werden, mussten die Angreifer immer noch drei innere Verteidigungsringe überwinden, ehe sie an die begehrte Ausrüstung herankamen. Doch bisher hatten sich alle Angreifer bereits von dem äußeren Ring abschrecken lassen.

Die mögliche Bedrohung, die jetzt so unerwartet aufgetaucht war, bestand aus einer Gruppe von etwa dreißig Wesen, die eine entfernte Ähnlichkeit mit den Rhukapai hatten. Ihre Körper glichen schlanken Säulen mit einem birnenförmigen Kopf. Doch damit endete auch schon die Ähnlichkeit. Während die Rhukapai in der Lage waren, ihre Körper so flexibel umzuformen, dass sie Gliedmaßen immer nur nach Bedarf ausbildeten, so schienen die Fremden über fest am Körper sitzende Glieder zu verfügen. Zumindest besaßen sie alle dieselbe Anzahl und Form von Extremitäten an jeweils denselben Stellen: zwei schlanke Beine und acht Arme, deren Enden unterschiedlich ausliefen und in Fingern, Kugeln, Schaufeln und beweglichen Tentakeln mündeten. Ihre Haut zeigte einen rosaroten Schimmer, und ihre drei dunklen Augen saßen an den Spitzen von fühlerähnlichen Auswüchsen, die sich nach allen Seiten bewegten und über den Kopf hinweg eine 360-Grad-Sicht erlaubten.

In ihren Finger- und Tentakelenden hielten sie metallene Stäbe, die durchaus Waffen sein konnten.

»Captain«, meldete Telford über Headset, »da kommen noch mehr.«

Die Marines hatten die Helmvisiere ihrer Panzeranzüge heruntergeklappt. Im Inneren befanden sich Scanner, die nicht nur den Infrarotbereich erfassten, sondern auch eine Entfernung bis zu fünf Kilometern heranzoomen konnten.

»Wir sollten das Feuer eröffnen, bevor die es tun«, riet Mirrin-Tal.

»Nicht solange wir nicht wissen, was sie von uns wollen«, widersprach Dana.

»Unsere Ausrüstung und unsere Vorräte wie alle anderen auch, die uns vor ihnen schon angegriffen haben«, war der kridanische Kommandant überzeugt. »Ihren Pazifismus in allen Ehren, Captain Frost, aber hier ist er vollkommen fehl am Platz. Haben Sie schon vergessen, was die Morax mit uns und unseren Leuten getan haben?«

»Aber das hier sind keine Morax«, erinnerte Dana ihn. »Sikona, kennen Sie diese Wesen?«

»Leider nein, Captain Frost. Doch sie könnten entfernte Verwandte meines Volkes sein. Eine unserer Legenden besagt, dass die Guten Götter am Anfang aller Zeit mehrere Arten von Rhukapai erschufen, die einander zwar ähneln, aber nicht identisch sind. Vielleicht gehören diese dazu.«

»Trauen Sie sich zu, mit ihnen Kontakt aufzunehmen?«

Sikonas Hautfarbe wechselte von besorgtem Violett zu ängstlichem Grau. Dennoch sagte sie tapfer: »Ich kann es versuchen.«

»Danke, Sikona«, sagte Dana schlicht. »Corporal Telford, Sie behalten die Fremden im Auge. Sobald die sich feindselig zeigen, schützen Sie Sikona, so gut Sie können.«

»Jawohl, Ma'am«, bestätigte Telford gelassen.

Sikona ging langsam auf die Fremden zu und fühlte sich höchst unwohl in ihrer Haut, deren Farbe ein immer tieferes Grau annahm. Sie blieb stehen, als die Wesen in der vordersten Reihe ihre Arme hoben,

mit denen sie die Metallstäbe hielten und damit auf Sikona deuteten.

»Ich bin Sikona vom Volk der Rhukapai«, stellte sie sich nervös vor, »und eine Priesterin aus dem Priesterhaus der Achten Erwählten. Ich hoffe, ihr könnt mich verstehen und wir können uns friedlich einigen. Wir wollen niemandem etwas antun. Wir sind friedliche Leute und suchen nur einen Weg hier heraus. Einen Weg zurück nach Hause.«

Die Fremden richteten jetzt alle ihre Stielaugen auf Sikona und betrachteten danach die drei Crews intensiv.

»Könnt ihr mich verstehen?«, wiederholte Sikona. »Wir kommen in Frieden.«

»Das fällt uns schwer zu glauben«, antwortete schließlich einer der Fremden in schwer akzentuiertem, aber doch verständlichen Rhukapru, und Sikona wurde weiß vor Erleichterung. »Seit die Alten vor vier Generationen hierher gebracht wurden, sind wir noch niemals Wesen begegnet, die uns nicht angreifen oder berauben wollten. Wir sind die Wachläufer unserer Siedlung, und unsere Aufgabe ist es, fremde Eindringlinge fernzuhalten.«

»Wir wollen nicht zu eurer Siedlung«, versicherte Sikona. »Wir sind auf der Suche nach einem bestimmten Ort. Und wir fürchteten, dass *ihr* Angreifer seid, die unsere Ausrüstung stehlen wollen.«

»Wir stehlen nicht«, antwortete der Wortführer. »Wir verteidigen uns nur gegen Eindringlinge.« Er betrachtete erneut Sikonas Begleiter intensiv. »Wieso seht ihr alle so verschieden aus?«

»Meine Begleiter gehören zu drei verschiedenen Völkern«, erklärte Sikona. »Was ist mit euch? Seid ihr auch Rhukapai?«

»Wir sind Snioranku, die Inneren Wächter von Kroluan. Jedenfalls waren wir das, bevor die Alten hierher verbracht wurden.«

»Kroluan!«, wiederholte Sikona aufgeregt und wechselte die Farbe zu nachdenklichem Rot. »So sind die Legenden also wahr, dass die Götter riesige Kroluans geschaffen haben! Und ist es auch wahr, dass es deren Aufgabe ist, Welten zu bewegen?«

»Das ist wahr.« Der Wortführer blickte Sikona erneut intensiv an. »Unsere Legenden berichten davon, dass die Götter zusammen mit uns Wesen geschaffen haben, die uns ähnlich und unsere Verwandten sind. Ihre Aufgabe ist es, Welten zu formen. Gehörst du zu diesen Wesen?«

»Allerdings«, bestätigte Sikona. »Zwar haben uns die Götter schon vor sehr langer Zeit verlassen, aber wir warten immer noch darauf, dass sie zurückkehren und wir ihnen dienen dürfen.«

Der Wortführer trat einen Schritt zurück und beriet sich so leise mit seinen Kameraden, dass Sikona nicht verstehen konnte, was sie sagten. Schließlich wandte er sich ihr wieder zu.

»Wir sind uns einig darüber, dass du tatsächlich eine Verwandte von uns bist. Dadurch sind wir zur gegenseitigen Hilfe verpflichtet. Kannst du dich für deine Begleiter verbürgen, dass sie tatsächlich so friedlich sind, wie du gesagt hast?«

»Das kann ich«, antwortete Sikona fest.

»Gut. So seid ihr alle in unsere Siedlung eingeladen: Wir werden

Wissen austauschen und Nahrung teilen, wie es die Sitte verlangt.«

Zwar war gemäß den vererbten kollektiven Erinnerungen der Snioranku ein solcher Fall noch nie eingetreten, aber jeder von ihnen wusste, dass es so von Anfang an festgelegt war.

»Mein Name ist Alirr«, stellte sich der Wortführer endlich vor. »Ich bin die Erste Wachläuferin der Dritten Wachgruppe von *Kroluan-She'eyu*. So nennen wir unsere Siedlung. Folgt uns. Ihr seid unsere Gäste.«

Während Alirr ein paar ihrer Leute vorausschickte, damit sie die Siedlung von der neuen Entwicklung der Dinge in Kenntnis setzten, kehrte Sikona erleichtert zu ihrer Gruppe zurück und überbrachte die Einladung.

»Ich bin mir nicht sicher, wie weit wir diesen Snioranku trauen können oder sollten«, stellte der ewig misstrauische Mirrin-Tal fest. »Das könnte eine Falle sein.«

»Niemals!«, war Sikona überzeugt. »Die Snioranku sind die Inneren Wächter der Kroluans der Götter, und keine von den Guten Göttern geschaffenen Geschöpfe sind …« Sie suchte nach Worten, denn in der Sprache der Rhukapai gab es keine Begriffe für Gewalt oder Verrat. »Nun, sie würden nie etwas tun, das anderen schadet.«

»Aber sie waren bereit, uns Schaden zuzufügen, falls sie uns als Bedrohung eingestuft hätten«, erinnerte Telford sie. »Oder habe ich das missverstanden?«

»Nein. Aber dies sind auch völlig andere Umstände als die, die sie gewohnt sind.«

»Und eben diese Umstände können aus ursprünglich friedlichen Leuten, deren Vielgötterei sowieso ein Frevel sonder Gleichen ist, aggressive Angreifer machen«, beharrte Mirrin-Tal.

»Wir werden in jedem Fall vorsichtig sein und alles scharf im Auge behalten«, versprach Rakon-Lal, der Chef der kridanischen Sicherheitswachen.

»Unbedingt«, bekräftigte sein j'ebeemischer Kollege Kandor Mertan.

»Worauf Sie sich verlassen können«, fügte Telford hinzu.

»Also nehmen wir die Einladung an?«, wandte Dana sich an Siron Talas.

Da die Expedition offiziell unter dem Kommando der J'ebeem stand, war er auch in dieser Situation der oberste Entscheidungsträger. Zwar hatte er von Anfang an seine Aufgabe mehr als Vorsitz in einer demokratischen Vereinigung betrachtet, doch in Fällen wie diesem hatte er das letzte Wort, solange sie als Gruppe zusammen waren.

»Ich sehe nichts, was dagegen spräche«, antwortete er knapp. »Solange unsere Sicherheitskräfte die Augen offen halten. Vielleicht können wir von den Snioranku wichtige Informationen bekommen, wenn sie uns schon eingeladen haben, Wissen auszutauschen. Gehen wir also.«

*

Sie nahmen ihre Ausrüstung auf und folgten den Snioranku. Die beiden Gruppen ließen sich gegenseitig nicht einen Moment aus den Augen. Sikona hatte überhaupt keine Probleme mit der Situation. Sie vertraute den Snioranku offenbar bedingungslos. Sie ging neben Alirr her und war schon eifrig mit ihr ins Gespräch vertieft. Die orangefarbene Tönung ihrer Haut zeigte an, dass sie Freude empfand.

Der Weg zur Siedlung der Snioranku dauerte gut eine Stunde. Die Behausungen boten einen interessanten Anblick. Sie lagen inmitten einer felsigen Ebene und waren schachtelförmig in die Höhe gebaut. Ihre Konstruktion erinnerte entfernt an die Pueblobauten der frühen Indianerkulturen auf der Erde. Ein fast zwei Kilometer im Quadrat messendes, massives Fundament ragte glatt und mit leicht nach außen gewölbten oberen Rändern fast fünfzehn Meter hoch. Auf diesem Fundament erhob sich jeweils zwanzig Meter vom Rand entfernt eine rundum laufende Mauer mit stabilen Türen darin, gerade groß genug, einen Snioranku durchzulassen. Dahinter begannen erst die würfelförmigen Häuser.

Die einzigen Zugänge zur Oberfläche des Fundaments bildeten eine Art Zugtreppen, die bei Bedarf hochgezogen wurden und dann wie Pfropfen die Eingänge verschlossen. Diese Zugtreppen besaßen eine keineswegs primitive Konstruktion, sondern waren technische Meisterleistungen, wenn auch mit einfachsten Mitteln hergestellt. Trotzdem verfügten sie über eine automatische Öffnungsvorrichtung. Die Snioranku waren offensichtlich kein primitives Volk.

Hinter den eigentlichen Stadtmauern lagen lange Reihen breiter Pflanzbeete, auf denen Früchte angebaut wurden, die mit einem raffinierten System bewässert wurden. Das Herz der Siedlung bildete ein riesiges Wasserreservoir, das bis ins Fundament hinunterreichte und über Pumpen das Wasser in brunnenartige Rückhaltebecken auf jede Ebene transportierte.

Die drei Crews wurden vor der Stadtmauer bereits von einer Delegation erwartet, die von einem Snioranku angeführt wurde, der eine fast weiße Haut besaß.

»Willkommen«, sagte er und breitete alle acht Arme so weit aus, wie er konnte. »Ich bin Kerr, der Älteste unserer Siedlung. Dies ist ein glücklicher Tag, denn noch nie zuvor konnten wir Fremde als Gäste in *Kroluan-She'eyu* begrüßen. Wir werden Wissen austauschen und gemeinsam essen. Kommt.«

Er führte sie hinter die Stadtmauer und über eine Wendeltreppe, die um das Wasserreservoir herumlief, bis auf die oberste Ebene, die wohl eine Art Versammlungsplattform darstellte. Sie besaß eine Seitenlänge von fast hundert Metern, war von einer hüfthohen Mauer umgeben und von einem Dach aus dünnen, ineinander verschachtelten Steintafeln bedeckt, das auf einer dicken Säule in der Mitte der Plattform und auf schmaleren Stützen auf der Mauer ruhte. Zwischen

Mauer und Dach war alles offen.

In der Mitte der Plattform waren Gestelle aufgebaut, auf denen schon Platten mit Nahrungsmitteln und Getränken standen. Darum herum waren massive Würfel verteilt, die offensichtlich Sitzgelegenheiten darstellten.

Kerr ließ sich auf einer davon nieder, und die Crews folgten nach Anweisung ihrer jeweiligen Kommandanten seinem Beispiel. Lediglich die Marines und Sicherheitswachen bezogen entlang der Mauer Posten und behielten sowohl die gesamte Plattform wie auch die von hier oben gut sichtbare Umgebung scharf im Auge. Kerr und die übrigen Snioranku nahmen daran offensichtlich keinen Anstoß.

»Es ist gut, dass eure Wachläufer ebenso wachsam sind wie unsere«, sagte Kerr zu Sikona, der er den Platz neben sich angeboten hatte. »Zwar sind wir hier relativ sicher, aber es gibt immer wieder Angreifer, die versuchen, in unsere Siedlung einzudringen. Einige von ihnen sind fliegenden Wesen, für die unsere hohen Mauern kein Hindernis darstellen. Aber die suchen uns nur zu bestimmten Zeiten heim, wenn die neuen Ernten reif sind. Doch berichtet von euch. Ihr seid neu hier? Woher kommt ihr? Und was ist euer Ziel?«

Sowohl Dana wie auch Mirrin-Tal und Sikona warfen Siron Talas einen auffordernden Blick zu. Als offizieller Leiter ihrer Expedition war es sein Vorrecht, um nicht zu sagen seine Aufgabe, Kerrs Fragen zu beantworten. Doch er zeigte daran kein Interesse. Stattdessen nickte er Dana zu und beschränkte sich danach aufs Zuhören.

»Ja, wir sind erst vor ein paar Wochen hierher verschleppt worden«, erklärte Dana. »Wir stammen aus einem Gebiet, das gut 120 Lichtjahre von hier entfernt ist. Wir sind Forscher und auf der Suche nach Artefakten einer hochtechnisierten und wohl auch hochzivilisierten Rasse, die wir die ›Toten Götter‹ nennen, weil sie überall schon seit teilweise Jahrtausenden verschwunden waren, wo wir Reste ihrer Zivilisation gefunden haben. Niemand scheint mehr zu wissen, wer sie sind, woher sie kamen und erst recht nicht, wohin sie verschwunden sind.« Dana deutete auf Sikona. »Die Rhukapai kennen immerhin noch ihre Sprache und Schrift, und wir konnten viel von Sikona lernen. Doch im Moment interessiert uns vordringlich, einen Weg aus diesem Hohlplaneten herauszufinden.«

Kerr gab eine Folge von Lauten von sich, die von den Translatoren nicht übersetzt wurden. »Das ist alles sehr komplex«, fand er. »Doch ich will auf euer vordringliches Interesse zuerst eingehen. Es gibt keinen Weg hier heraus. Lasst mich euch erzählen von dem Schicksal, das uns hierher verschlagen hat. Danach werdet ihr verstehen. Wir waren die Inneren Wächter von KROLUAN.«

»Wer oder was ist das?«, unterbrach ihn Mirrin-Tal. »Wir sind einem riesigen Raumschiff oder einer Raumstation begegnet, die eine Sonne hinter sich hergezogen hat. Und Sikona berichtete uns von ›Kroluans der Götter‹, die angeblich Sonnen und Welten bewegen. Meinen Sie so etwas?«

»Ja, das ist die Aufgabe der KROLUANs«, bestätigte Kerr. »Und wir gehören zu einem von ihnen. Obwohl jeder KROLUAN sehr mächtig ist, kommt es doch einmal vor – wenn auch sehr, sehr selten –, dass einer von ihnen seine Funktion einstellt. Wenn das geschieht, transferiert er seine Inneren Wächter zu einem Schläfer, der danach die Arbeit seines Vorgängers fortsetzt. Und wir dienen dem neuen KROLUAN wie dem alten.«

»Worin besteht dieser Dienst?«, fragte MacShane neugierig, der sich kein Wort von Kerrs Bericht entgehen ließ.

»Wir wachen darüber, dass die Maschinen, die KROLUAN am Leben erhalten, reibungslos funktionieren. Doch solange mein Leben bisher währte – jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt, da ich mich hier wiederfand und nicht in dem Schläfer, für den wir bestimmt waren –, ist es niemals vorgekommen, dass auch nur eine einzige Maschine in unserem KROLUAN eine Fehlfunktion gehabt hätte. Das ist sogar seit fast 700 Generationen nicht mehr vorgekommen.«

»Verstehe ich das richtig«, vergewisserte sich MacShane, »dass die Götter – vermutlich unsere ›Toten Götter‹ – die Kroluans geschaffen haben, um Sonnen und Welten zu bewegen und Ihr Volk, die Snioranku, als Wartungspersonal?«

»So ist es«, bestätigte Kerr.

»Wenn die Götter so mächtig sind, dass sie solche Dinge erschaffen können, wieso haben sie die Kroluans dann nicht mit einem automatischen Selbstreparaturmechanismus ausgestattet? Wozu haben sie diese Aufgabe *Lebewesen* übertragen? Nach allem, was wir über die Toten Götter wissen, ist das ein Widerspruch.«

Kerr schien einen Augenblick nachzudenken, ehe er antwortete: »Das ist etwas, das auch wir nie verstanden haben, denn du hast vollkommen recht. Unsere Tätigkeit als Innere Wächter ist – *war* – überflüssig. Trotzdem haben die Götter uns mit dem Wissen über den Aufbau und die Wartung der Maschinen erschaffen. Es ist sogar in unseren Genen verankert. Jeder Snioranku, der geboren wird, besitzt von der ersten Sekunde seines Lebens an das vollständige Wissen darüber. Dazu erhält er noch all das Wissen, das seine Eltern bis zum Zeitpunkt seiner Zeugung zusätzlich gesammelt haben. Und manchmal hat uns KROLUAN weiteres Wissen in die Gene geschrieben, das von da an ebenso vererbt wurde.«

»Das heißt«, resümierte MacShane, »Sie alle besitzen das vollständige Wissen, wie ein Kroluan aufgebaut ist und funktioniert?«

»Ja und außerdem – noch andere Dinge.«

»Wären Sie in der Lage, einen Kroluan zu *erbauen*? Zu konstruieren?«

Wieder dachte Kerr einen Augenblick nach. Dana vermutete, dass er in diesem Moment die entsprechende Erinnerung aus seinem Gedächtnisspeicher abrief.

»Ja«, antwortete er schließlich. »Mit den dafür notwendigen Rohstoffen und Materialien und entsprechender Zeit könnten wir das tun.« Er machte mit allen acht Armen eine die gesamte Siedlung

umfassende Bewegung. »Durch dieses Wissen konnten wir auch *Kroluan-She'eyu* erbauen. – Doch ich wollte euch berichten, wie wir hierhergekommen sind«, kam er auf sein ursprüngliches Anliegen zurück, bevor Mirrin-Tal und MacShane begonnen hatten, ihn ständig zu unterbrechen.

»Eines Tages hielt es unser KROLUAN für notwendig, seine Funktion einzustellen. Deshalb hat es uns an einen Schläfer transferiert. Doch statt in dem Schläfer anzukommen, fanden ich und 127 andere Snioranku uns hier wieder, zusammen mit all unserem persönlichen Besitz und nützlichen Gegenständen. Wir haben nie rekonstruieren können, was passiert war. Natürlich suchten wir nach KROLUAN oder einem Weg zu ihm. Ohne Erfolg. Stattdessen kam ein Wesen, das uns ähnlich sah und stellte sich als Bote Denuurs vor. Es sagte uns, dass dies Denuurs Reich sei und er will, dass wir hier leben. Da wir keinen Kontakt zu KROLUAN herstellen konnten und inzwischen bereits verschiedentlich von anderen hier lebenden Wesen angegriffen worden waren, bauten wir *Kroluan-She'eyu* und leben seitdem hier. Die Snioranku, die damals mit mir hierher gebracht wurden, sind schon fast alle tot. Es gibt nur noch sieben von uns ›Alten‹. Die dritte hier geborene Generation ist gerade erwachsen geworden, und die ersten Nachkommen der vierten Generation sind geboren.«

Kerr gab einen Laut von sich, der verdächtig nach einem Seufzen klang. »Doch es ist unerheblich, wie lange wir hier werden bleiben müssen. KROLUAN sucht uns, und eines Tages wird er uns finden und zurückholen. Aber, und das ist wohl für euch sehr wichtig, ohne Hilfe von außen gibt es keinen Weg hier heraus. Es wäre besser, ihr würdet euch ebenfalls hier ansiedeln und warten, bis eure Leute kommen und euch zurückholen. Ihr seid willkommen, in *Kroluan-She'eyu* zu bleiben. Wir teilen gern mit euch, was wir haben. Und Platz für euch alle gibt es hier genug.«

»Vielen Dank für das großzügige Angebot«, sagte Dana, »aber wir werden weiter nach einem Weg nach draußen suchen, denn von unseren Leuten ist kaum Hilfe zu erwarten. Die wissen nicht einmal, wo wir uns befinden. Und sie haben auch keine Kapazität frei, jemanden zu unserer Rettung zu schicken. Doch falls wir keinen Ausweg finden, kommen wir gern auf Ihr Angebot zurück.«

»Wir waren auf dem Weg zu einem …«, Mirrin-Tal suchte nach Worten, um die Wachstation der Morax zu beschreiben, »einem Ort, an dem sich Gefolgsleute Denuurs aufhalten. Vielleicht kennen Sie diese Wesen. Sie nennen sich Morax.«

»Wir nennen sie ›die Grausamen‹«, mischte sich Alirr in das Gespräch. »Ja, die kennen wir. Sie schicken in regelmäßigen Abständen ihre Wachläufer aus, um sich umzusehen. Wahrscheinlich wollen sie dadurch demonstrieren, dass sie uns ständig überwachen. Aber es ist ihnen noch nie gelungen, *Kroluan-She'eyu* zu betreten.«

»Haben sie es denn schon einmal versucht?«,fragte Corporal Telford, der immer noch an der Außenmauer stand, die Umgebung

beobachtete, sich aber von dem Gespräch trotzdem nichts entgehen ließ. Permanente Rundum-Aufmerksamkeit lag ihm in den Genen.

»Ja«, antwortete Kerr, »als wir die Siedlung gerade erst erbaut hätten. Doch als sie feststellten, dass sie nicht hereinkonnten, beschränkten sie sich von da an darauf, ab und zu in Gruppen aufzutauchen, in einer Form, die wohl bedrohlich sein soll, um die unterste Plattform herumzulaufen und wieder zu verschwinden. Doch inzwischen kommen sie nur noch selten.«

»Aber woher kommen sie?«, hakte Mirrin-Tal gespannt nach. »Wo ist ihre Basis? Ihre Siedlung?«

»Zwei Tagesmärsche von hier in der Richtung«, antwortete Alirr und deutete mit einem Arm in die Richtung, aus der die Crews die starken Emissionen gemessen hatten, die sie auf diese Ebene führten. »Doch ihre Siedlung ist eine Verbotene Zone. Niemand darf dorthin gehen.«

Aber niemand von den drei Crews hatte vor, sich danach zu richten oder sich davon gar aufhalten zu lassen. Zu viel hing davon ab, dass sie in die Station hineingelangten und an die Informationen herankamen, die sie brauchten, um die STERNENFAUST und, wenn möglich auch die beiden anderen Schiffe zu finden.

Immerhin hatte ihr Ausflug in einen Bereich, der nach Sikonas Aussagen einem Kroluan ähnelte und vielleicht sogar ursprünglich mal einer gewesen war, ihnen schon wertvolle Informationen über diesen Hohlplaneten und auch Denuur gegeben.

Die aus einem Datenspeicher von MacShane und Sikona entschlüsselten Aufzeichnungen deuteten darauf hin, dass dieser Planet von den Toten Göttern erbaut worden war. Denuur hatte ihn lediglich okkupiert, nachdem diese aus unbekannten Gründen spurlos verschwunden waren. MacShane vermutete sogar, dass Denuur selbst ein Geschöpf der Toten Götter war, das sie nach ihrem Verschwinden hier zusammen mit anderen zurückgelassen hatten. Da Denuur offensichtlich über Fähigkeiten verfügte, die andere Wesen – wie beispielsweise die Morax – zu dem Schluss kommen ließen, dass er ein Gott war, musste er entweder über ein gewaltiges technisches Potenzial oder irgendeine andere Macht verfügen, die es ihm ermöglichte, unangefochten die Herrschaft zu behalten.

In jedem Fall beobachtete er auf bisher unbekannte Weise seine Gefangenen, wobei die sogenannten »Boten« möglicherweise eine Rolle spielten. Dana fragte sich, wer die wohl waren. Und vor allem, *was* sie waren. Der »Bote«, der mit den Snioranku gesprochen hatte, sah ihnen ähnlich, wie Kerr gesagt hatte. Der, den Denuur den drei Crews geschickt hatte, sah Menschen und J'ebeem ähnlich und hatte jeden seiner Sätze in Solar, Jubar und Kridanisch wiederholt. Wahrscheinlich hatte er – beziehungsweise Denuur – die Sprachen aus den Bordcomputern der Schiffe kopiert. Und der Gedanke, welche Informationen Denuur daraus womöglich noch erhalten hatte, beunruhigte nicht nur Dana Frost.

»Wir danken Ihnen für die Warnung«, sagte Siron Talas jetzt kurz

angebunden. »Aber wir werden dennoch hingehen. Erst wenn wir alles versucht haben, diese Welt zu verlassen und unwiderruflich gescheitert sind, werden wir in Erwägung ziehen, uns hier anzusiedeln.«

Er erntete für seinen Kommentar etliche erstaunte Blicke, was allerdings weniger an dem lag, was er gesagt hatte, als vielmehr daran, dass er überhaupt etwas gesagt hatte. Seit dem Tod seiner Frau hatte er sich so sehr in sich zurückgezogen, dass er beinahe schon apathisch war. Er tat gerade mal das Nötigste, um bei seinen Leuten und den beiden anderen Crews diesen Eindruck eben nicht zu erwecken.

Aber das gelang ihm nur bedingt.

»Ihr müsst tun, was ihr tun müsst«, antwortete Kerr auf seine Bemerkung gelassen. »Wir begegnen Bedrohungen von außen, indem wir ihnen ausweichen, wenn es möglich ist. Ihr scheint aber im Gegensatz zu uns Kämpfer zu sein. Vielleicht gelingt euch, was wir nicht einmal in Erwägung gezogen haben, weil Gewalt uns von Natur aus fremd ist. Da uns die Grausamen nicht direkt bedrohen, haben wir nie eine Veranlassung gesehen, ihre Regeln zu brechen oder anderweitig mit ihnen Streit zu provozieren. Wenn ihr das tun wollt, so wünschen wir euch viel Erfolg dabei. Vor allem, dass ihr das sicher und unbeschadet übersteht.«

»Vielen Dank«, sagte Dana. »Wir werden unser Möglichstes dafür tun.«

Das Gespräch schien beendet. Doch bevor sich eine unangenehme Pause entstehen konnte, meldete sich Sandor Kumara zu Wort. »Sie haben eine interessante Form der Bewässerung entwickelt! Wenn es gestattet ist, würde ich mir die Anlagen gern einmal näher ansehen.« Kumara war Jeffersons Assistent und nebenbei begeisterter Forscher. Niemand konnte so recht nachvollziehen, wieso er sich für eine Laufbahn als Techniker entschieden hatte, statt Archäologe zu werden, was sein erklärtes Hobby war. In jedem Fall lautete sein Motto: *Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen!*

»Aber gern«, stimmte Kerr sofort zu. »Wir haben euch nicht nur eingeladen, mit uns zu essen, sondern auch Wissen auszutauschen. Olurr hier wird euch gern die Anlage zeigen.«

Der Angesprochene trat augenblicklich vor. »Wenn du jetzt nicht hungrig bist, kann ich dir die Anlage sofort zeigen.«

»Oh ja, gern!« Kumara war begeistert und erinnerte sich gerade noch rechtzeitig daran, dass er hier kein Privatmann war, sondern eine Vorgesetzte hatte.

Er wandte sich an Dana. »Wenn Sie erlauben, Captain?«

Dana unterdrückte ein Schmunzeln. »Gehen Sie nur, Fähnrich, und viel Spaß. Aber lassen Sie sich von anderen interessierten Leuten begleiten. Zum Beispiel Fähnrich Black Fox.«

Sowohl Kumara wie auch Jenny Black Fox verstanden Danas Hinweis augenblicklich. Unaufgefordert schlossen sich ihnen noch zwei Marines an. Auch zwei j'ebeemische und drei kridanische Techniker begleiteten sie, nachdem ihre Kommandanten ihnen dazu die Erlaubnis gegeben

hatten.

»Ich bin gerade dabei, eine Medizin zusammenzustellen«, ließ sich jetzt Brekken Dabruun vernehmen. »Und mir fehlen noch ein paar Komponenten dafür. Kerr, vielleicht verfügen Sie über die Zutaten, die ich brauche.«

»Das kann dir Norr sagen. Er ist der Erste unter unseren Heilern.«

Ein Snioranku, der wohl Norr war, trat augenblicklich vor und erklärte sich mehr als glücklich, Brekken behilflich sein zu dürfen. Auch ihm schlossen sich zwei j'ebeemische Sicherheitswachen an sowie Dr. Scott und einer der Kridan. Auch Alirr begleitete sie und stellte Brekken etliche Fragen über seine Heilmethoden.

Kerr eröffnete derweil das Festmahl, und wenig später saßen alle in Gruppen zusammen, aßen, tranken und redeten mit einander. Da die Snioranku einen Dialekt des Rhukapru benutzten, klappte die Verständigung mit Hilfe der Translatoren ausgezeichnet.

Niemand bemerkte, dass Alirr Stunden später allein die Siedlung verließ und in der langsam hereinbrechenden Dunkelheit der Nacht verschwand.

*

Spinnen. Ein riesiger Haufen silberweißer Spinnen krabbelte überall herum, türmte sich auf zu Gebilden, die haushohen Wogen gleich emporragten und Gesichter zu modellieren schienen, ehe sie ebenfalls wellengleich in sich zusammenfielen. Sie schossen erneut in die Höhe, verformten sich, stürzten herab und begruben alles unter sich, krabbelten mit Milliarden von Beinen über ihn hinweg und schließlich in ihn hinein …

Bruder William fuhr mit einem erstickten Schrei aus dem Schlaf hoch und wischte reflexartig hektisch die Spinnen von seinem Körper, bis er bemerkte, dass gar keine da waren und er nur geträumt hatte. Zum Glück befand er sich allein in einem kleinen Raum und hatte daher durch seinen Schrei niemanden geweckt.

Der junge Mönch vom Orden der Christophorer brauchte einige Augenblicke, ehe ihm wieder voll bewusst wurde, wo er sich befand, denn der Traum schien einen seltsamen Nachhall in seinem Gehirn hinterlassen zu haben, fast so, als wäre ein Teil seines Geistes immer noch auf der Traumebene gefangen. Doch er träumte nicht mehr. Er war zusammen mit der Crew der STERNENFAUST und denen der beiden anderen Schiffen in der Siedlung der Snioranku, und diese freundlichen Wesen hatten ihnen allen Unterkünfte für die Nacht zur Verfügung gestellt.

Eigentlich teilte sich William einen Raum mit Commander van Deyk, denn Captain Frost hatte angeordnet, dass aus Sicherheitsgründen keiner allein schlafen sollte. Doch der Erste Offizier war nicht da und hatte wohl schon vor einiger Zeit den Raum verlassen. Leise stand William auf und trat hinaus auf dem Gang vor seiner Tür.

Obwohl er sich durchaus bewusst war, dass die Sicherheitsmaßnahmen in dieser Situation natürlich gerechtfertigt waren, glaubte er nicht, dass ihnen hier eine Gefahr drohen könnte. Zumindest nicht von den Snioranku. In dem Punkt war er sich sicher, ohne dass er hätte sagen können weshalb. Er *wusste* einfach tief in seinem Inneren mit einer unerklärlichen Sicherheit, dass sie von denen nichts zu befürchten hatten. Nein, hier lauerten andere Gefahren, auch wenn sie die meisten Zeit über unsichtbar blieben, bis sie unerwartet zuschlugen.

Warum habe ich von diesen Spinnen geträumt?, überlegte er, während er durch die leeren Gänge der Siedlung ging und den Weg zur obersten Plattform einschlug. *Sie sind lästig, aber nicht gefährlich. Und ich habe doch noch nie unter einer Spinnenphobie gelitten.*

Doch etwas an den Spinnen war seltsam, ohne dass William hätte sagen können, was das war. Er dachte immer noch über seinen Traum nach, als er die Plattform erreichte und auf den ersten Blick merkte, dass er nicht der Einzigste war, der nicht schlafen konnte und diesen höchsten Punkt der Siedlung für einen guten Ort der Kontemplation hielt. In einer Ecke stand Sun-Tarin an einen Stützpfeiler gelehnt und sah hinaus auf die Ebene zu Füßen der Siedlung, von der kaum etwas zu erkennen war. Da der künstliche Himmel dieser Sphäre keinen Mond besaß, wurde die Ebene nur von den Nachtlichtern der Siedlung, die in den Rand der Fundamentplattform eingelassen waren, bis zu einer Reichweite von etwa fünfzig Metern beschienen.

Sun-Tarin war vor über einem Jahr als erster und bisher einziger Austauschoffizier der Kridan auf die STERNENFAUST gekommen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten, bei denen die Ressentiments einiger Crewmitglieder die unrühmliche Hauptrolle gespielt hatten, hatte er sich gut eingelebt und wurde weitgehend akzeptiert. Bruder William war abgesehen von Captain Frost und Commander van Deyk der Erste gewesen, der den Kontakt zu ihm gesucht hatte. Seitdem war kaum ein Tag vergangen, an dem sie sich nicht in der Kantine oder anderswo getroffen und auf überaus fruchtbare Weise ihre Gedanken ausgetauscht hatten. Und auch jetzt hatte der Christophorer das Bedürfnis, wenn Sun-Tarin es zulassen würde, ein paar Worte mit dem Kridan zu wechseln. Die frische Luft und ein Gespräch würden schon die letzten Reste des beunruhigenden Traumes aus seinen Gedanken vertreiben.

*

Sun-Tarin ließ den Blick über die nur schwach im Licht der Siedlung erleuchtete Landschaft schweifen. Seitdem sie in die Gefangenschaft, erst der Morax und dann von Denuur, geraten waren, arbeiteten seine Sinne mit erhöhter Effizienz. Ständig vermutete er hinter jedem Geräusch, hinter jedem Felsbrocken und in jeder unbekannten Situation, der sich die Überlebenden der drei Expeditionsschiffe stellen

mussten, eine besondere Gefahr für ihr aller Leben. Wahrscheinlich war dies sogar der Fall. Nichtsdestotrotz wünschte sich Sun-Tarin eine Phase der Ruhe, in der er wieder einmal meditieren und sämtliche Gedanken, die ihm im Kopf herumschwirrten, sortieren konnte. Die ständige Anspannung zehrte auch an seinen Nerven.

Alarmiert wandte er ruckartig den Kopf, als er leise Schritte hinter sich vernahm. Seine an die Dunkelheit gewöhnten und überaus scharfen Vogelaugen erblickten einen müde aussehenden Bruder William, der sich ihm näherte. Sun-Tarin entspannte sich.

Der Christophorer war unter den Menschen, mit denen er auf der STERNENFAUST Dienst tat, einer der wenigen, mit denen er wirklich gerne Zeit verbrachte. Niemals hatte er von dem Mönch irgendwelche Ressentiments in Bezug auf seine Art oder seinen Glauben vernommen. Die Toleranz dieses Gläubigen verwunderte ihn immer wieder aufs Neue – zwar glaubte auch Bruder William an den einzig wahren Gott, legte dessen Lehren aber wie so viele Kridan seit der Machtergreifung Satren-Nors einfach falsch aus.

William räusperte sich leise, als er noch ein Stück entfernt war. »Störe ich Sie, Sun-Tarin?«

»Nein, durchaus nicht, Bruder William.« Der Kridan wandte ihm sein Vogelgesicht mit den ausdrucksvollen dunklen Augen zu. »Es ist schwer, in diesem riesigen Gefängnis Ruhe zu finden. Immerhin besteht die Möglichkeit, dass wir alle hier sterben werden. Der Tod kann uns jeden Augenblick ereilen.«

»Da haben Sie recht«, stimmte William ihm zu.

Die Menschen haben Angst vor dem Tod. Das war Sun-Tarin klar. Als gläubigen Gottes-Krieger störte ihn der Gedanken an seine eigene Vergänglichkeit kaum. Er war Soldat, ehemaliger Tanjaj und Captain in der Flotte des Kridanischen Imperiums. Er wäre mit Freuden für seinen Glauben und seinen Gott gestorben, und sollte es auch in dieser seltsamen Hohlwelt geschehen müssen.

Er reichte Bruder William einen Handspeicher, den er bis jetzt in den Krallen gehalten hatte. Viele seiner unsortierten Gedanken drehten sich um die heiligen Texte, die auf dem Gerät gespeichert waren. Captain Mirrin-Tal hatte ihm diese mit den beschwörenden Worten überlassen, sich die uralten Schriften intensiv zu Gemüte zu führen – sie würden ihn schon noch auf den richtigen Weg führen. Der richtige Weg, das war der von Satren-Nor propagierte Weg des Friedens und nicht der des heiligen Krieges, den die Kridan schon seit Anbeginn ihrer Existenz zu führen pflegten und dessen Berechtigung auch einer der Grundpfeiler für Sun-Tarins eigenen Glauben bildete.

»Wie Sie wissen«, begann Sun-Tarin schließlich zögernd, »spreche ich zu Ihnen nicht oft über Glaubensangelegenheiten. Unsere Ansichten sind einfach zu unterschiedlich. Ich empfinde Ihre nach wie vor als Ketzerei, auch wenn ich sie, da Sie immerhin an den einen wahren Gott glauben, respektiere. Doch jetzt muss ich Ihnen diesbezüglich eine Frage stellen.«

»Nur zu«, ermutigte William ihn.

»Würden Sie sagen, dass Ihr Glaube unerschütterlich ist?«

Der Christophorer blickte ihn verwundert an. »Nun«, sagte William gedehnt, »das kommt darauf an, wie Sie ›unerschütterlich‹ definieren. Ich bin zutiefst von der Existenz Gottes, seiner Allmacht und seinem Wirken im Universum überzeugt. Und ich kann mir nicht vorstellen, dass diese Überzeugung jemals durch irgendetwas so erschüttert werden könnte, dass ich diese Überzeugung aufgäbe. Falls Sie das mit ›unerschütterlich‹ meinen, so sage ich ganz klar: Ja, ich bin überzeugt, dass mein Glaube unerschütterlich ist.«

Er zuckte mit den Schultern. »Ich schließe aber nicht aus, dass eines Tages Umstände eintreten, die mich nachdrücklich und unleugbar vom Gegenteil überzeugen. Sehen Sie, mein Glaube ist über zweitausend Jahre alt. Die Doktrinen haben sich geändert und den Zeiten angepasst. Sie sind nicht mehr identisch mit ihrem Ursprung. Ich denke, insofern wäre ich bereit, meinen Glauben – wenn Sie so wollen – den Umständen anzupassen. Schließlich wäre es reichlich dumm, an etwas festzuhalten, nachdem der Beweis vorliegt, dass es falsch ist. Insofern wäre mein Glaube also nicht unerschütterlich. Allerdings brauchte ich in dem Fall wohl eine mehr oder weniger lange Übergangsphase, mich an die veränderten Grundsätze zu gewöhnen. Ist Ihre Frage damit beantwortet?«

Sun-Tarin dachte einen Augenblick über das Gesagte nach. Die Texte auf dem Handspeicher sprachen eine andere Sprache, als die, die ihm sein Glaube vorgab. Er konnte wohl nicht leugnen, dass es sich um Originaltexte handelte. Dafür passten sie einfach zu gut in die anderen religiösen Schriften der Kridan. Sie ergänzten diese sogar in gewisser Weise perfekt. Was Sun-Tarin an ihnen beunruhigte, war allerdings der Grundtenor ihres Inhaltes, der tatsächlich mehr in die Richtung der Lehren Satren-Nors ging als in die der kriegerisch-missionarischen Ansichten der bisherigen Raisas.

»Ihre Antwort ist für mich nachvollziehbar«, gab Sun-Tarin zu. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, kann nichts Sie davon abbringen an Gottes Existenz und Macht zu glauben, aber Sie wären bereit, in einer entsprechenden Situation hinzunehmen, dass der *Inhalt* Ihres Glaubens – abgesehen von Gottes Existenz – falsch sein könnte.«

»Genau so ist es«, bestätigte William und fragte vorsichtig: »Haben *Sie* Grund für … solche – oder ähnliche – Zweifel?«

Der Kridan wandte seinen Kopf ruckartig von Bruder William ab und blickte wieder hinaus auf die Ebene. Hatte er Grund dazu, seinen Glauben zu überdenken? Die neu entdeckten Schriften sprachen eine eindeutige Sprache und verlangten genau dies von ihm. Instinktiv wusste der ehemalige Tanjaj allerdings, dass sein Glauben, die Grundfeste seiner Existenz, mit vielen von den Lehren konform ging, die bisher auf Kridania als die *wahre Lehre* angesehen worden war. Er fühlte sich einfach richtig an. Seine religiösen Ansichten passten so perfekt in sein Bild von Gott und dem Universum, das ER geschaffen

hatte, dass sich alles andere als vollkommen unnatürlich anfühlte. Und Sun-Tarin hatte schon immer mehr auf seinen Instinkt gehört, als sich von äußeren Faktoren beeinflussen zu lassen.

Bruder William hatte inzwischen den Handspeicher studiert und sich von der integrierten Software die kridanischen Schriftzeichen in Solar übersetzen lassen. Er reichte Sun-Tarin das Gerät zurück. »Die Neue Heilige Schrift. Ich habe sie ebenfalls gelesen. Und ich fand sie sehr aufschlussreich.«

»In welcher Beziehung?« Sun-Tarin kamen Zweifel darüber, mit einem Menschen über die Bedeutung und Tragweite dieser religiösen Texte in angemessener Weise reden zu können. Allerdings hatten ihm die zahlreichen Gespräche mit dem Christophorer klargemacht, dass der Mönch weit mehr von der Philosophie und dem Glauben der Kridan verstand als andere Angehörige der Menschen.

»Die Schrift enthält sehr viele Parallelen zu meinem eigenen Glauben. Ich bin dadurch zu dem Schluss gekommen, dass Ihr Glaube und meiner gar nicht einmal so verschieden sind, wie wir bisher immer dachten.«

»Das haben wir doch schon oft festgestellt«, sagte der Kridan und rieb seine Schnabelhälften aneinander. »Uns verbindet der Glaube an den einzig wahren Gott. Unsere heiligen Schriften unterscheiden sich zwar in wesentlichen Punkten, und deswegen ist auch unser persönlicher Glaube verschiedener Ausprägung. Aber trotzdem haben Sie, wie die Sharaan, verstanden, dass es nur einen geben kann, dem wir letztendlich Rechenschaft schuldig bleiben. Die ketzerische Vielgötterei der Shisheni lehnt selbst Mirrin-Tal ab – und ich bin überzeugt, auch Sie beäugen diesen Fehlglauben mit Argwohn!«

»Es stimmt, dass ich den Glauben der Shisheni nicht teile, das ist wahr. Aber ich kann nachvollziehen, wie andere Wesen und Völker auf die Idee kommen, für unterschiedliche Bedürfnisse zu verschiedenen Göttern zu beten«, antwortete William ruhig.

Sun-Tarins Verwirrung nahm zu. Wie konnte ein gottesgläubiger Mensch die Toleranz entwickeln, trotz der eindeutigen Beweise für einen einzig wahren Gott in ihren beiden heiligen Schriften, Polytheismus nachvollziehen zu können?

Sun-Tarin ahnte, dass die Antwort auf diese Frage sich in seinen Händen befand. Die Neue Heilige Schrift, die von Frieden sprach, gab zwar immer noch die Prämisse vor, den einzig wahren Glauben zu verbreiten. Allerdings mit friedlichen missionarischen Mitteln. Und dazu gehörte in erster Linie auch erst einmal die Toleranz, andere Glaubensrichtung als gegeben hinzunehmen und sie nach und nach, Individuum für Individuum, zum wahren Glauben zu führen. Diese Toleranz schloss seinen eigenen Glauben mit ein und tolerierte auch ihn. Ihm ging auf, dass auch seine, Sun-Tarins, religiöse Ansichten nur eine andere Variante desselben grundsätzlichen Gedankens waren – und deswegen musste er sich auch keine Sorgen um sein Seelenheil machen, wenn er weiterhin *seinem* persönlichen Glauben anhing. Selbst

wenn die kriegerische Missionierung nicht Teil der Neuen Lehren war.

Sun-Tarins plötzliche Erkenntnis darüber, wie die Neue Lehre funktionieren könnte, beseitigte ein paar der wirren Gedanken, die ihm seit der Lektüre der Texte im Kopf herumgeschwirrt waren. Mit großen Augen blickte der Kridan den Christophorer an. Ein Gefühl von Kameradschaft durchströmte ihn, und er spürte, wie die Anwesenheit eines grundsätzlich Gleichgläubigen ihm einen Rückhalt gab, den er bis jetzt in Bruder Williams Gegenwart – oder überhaupt in der Gegenwart eines Menschen – nicht gekannt hatte. Seine Verbundenheit mit der Massai Wanda Ndogo basierte auf der Bewunderung und dem Respekt ihrer kriegerischen Abstammung.

Dies hier war etwas anderes. Etwas, aus dem der Kridan die beruhigende Erkenntnis ziehen konnte, trotz der offensichtlich von der Neuen Schrift abweichenden Ausprägung seines Glaubens, in der von Bruder William erwähnten Unerschütterlichkeit glauben zu *können*!

»Bruder William, Sie haben mir sehr geholfen. Es würde zu weit führen, Ihnen zu erklären, was mir gerade klar geworden ist. Aber Sie sollen wissen, dass Sie sich meiner Toleranz gegenüber Ihrem Glauben sicher sein können.«

Bruder William schmunzelte den Vogelartigen an. »Wenn Sie es so ausdrücken wollen, dann empfinde ich Sie ebenfalls als meinen Freund, Sun-Tarin.«

Ein Moment der Stille entstand, in der beide ihren eigenen Gedanken nachgingen und in die Nacht starrten.

»Ich hatte vorhin einen Albtraum« eröffnete William Sun-Tarin, als dieser sich nach ein paar Augenblicken wieder zu ihm wandte. »Deshalb kam ich hierher, um mich mit frischer Luft und ein paar anderen Eindrücken abzulenken.« Er berichtete Sun-Tarin den Traum in allen Einzelheiten.

»Normalerweise«, schloss er, »würde ich das als einen ganz normalen Albtraum abtun, der unter den Umständen, in denen wir uns befinden, ganz normal ist. Aber ich habe das starke Gefühl, dass mehr dahintersteckt.«

Sun-Tarin nickte, eine Geste, die er den Menschen abgeschaut hatte und im Umgang mit ihnen entsprechend benutzte. »Ich kenne solche Träume auch«, gestand er. »Und auch ich tue sie nicht als nächtliche Hirngespinste ab. Manche Träume haben eine tiefere Bedeutung, sind eine Warnung. Oder sie dienen der Verarbeitung unserer Ängste. Könnte das bei Ihnen der Fall sein?«

»Auf mich trifft das nicht zu«, erklärte William. »Ich habe mich noch nie vor Spinnen gefürchtet. Im Gegenteil. Als Kind habe ich zeitweilig nichts lieber getan, als sie entweder in der Natur oder auch im Haus stundenlang zu beobachten, ihnen beim Netzweben zuzusehen und sie sogar zu füttern. Das ist es also nicht. Und gerade deshalb bin ich so beunruhigt.«

Sun-Tarin dachte nach, und auch William schwieg. »Nun, ich bin bereits selbst zu der Vermutung gekommen«, sagte der Kridan

schließlich, »dass es mit diesen Spinnentieren eine besondere Bewandtnis haben könnte. Diese Spinnenartigen scheinen überhaupt keinen Daseinszweck zu haben. Zumindest keinen, den wir erkennen könnten. Ich habe diese Tiere in den letzten Tagen hin und wieder beobachtet. Sie scheinen nicht einmal zu fressen. Sie scheiden auch keine Exkremente aus. Zumindest keine, die mein Scanner messen kann. Außerdem hat Captain Frost von den Morax die Information, dass diese Spinnchen in irgendeinem Zusammenhang mit Denuur stehen. Es besteht also nach meiner Einschätzung durchaus die Möglichkeit, dass Ihr Traum uns einen Hinweis gibt auf die Aufgabe oder Fähigkeit der Spinnen. Oder etwas anderes.«

William machte eine zustimmende Geste. »Ich denke, wir sollten unsere Beobachtung der Spinnentiere intensivieren. Würden Sie mich dabei unterstützen?«

»Gern, Bruder William. Vielleicht finden wir etwas dabei heraus, das uns allen nützt.«

Der Kridan und der Christophorer diskutierten noch eine Weile weiter über ihre Situation, so dass selbst der geschulte ehemalige Tanjaj mit seinen geschärften Sinnen nicht bemerkte, dass sie aufmerksam beobachtet wurden …



Die Wache der *Wesen der Kristallenen Welten* hob grüßend einen Tentakel, als sie Alirr erkannte und gab eine Reihe von Trillern, Zischen, Flöten und ein Stakkato von klackenden Lauten von sich, die aus seinen Kiemenschlitzen drangen und wohl eine Begrüßung darstellten. Alirr antwortete in ihrer eigenen Sprache, wohl wissend, dass keiner von ihnen den anderen verstehen konnte. Doch das machte inzwischen nichts mehr aus.

Als die *Wesen der Kristallenen Welten* zum ersten Mal bei *Kroluan-She'eyu* aufgetaucht waren, hatte sich schnell herausgestellt, dass beide Völker friedlichen Gemüts waren. Die Snioranku hatten den Kristallweltlern sogar am Anfang geholfen, sich am Rand ihres Gebietes eine Siedlung zu schaffen, die aus einem ausgedehnten Höhlensystem bestand, in dem sie sich während der meisten Zeit des Tages aufhielten.

Obwohl sich ebenso schnell herausgestellt hatte, dass ihre jeweilige Physiognomie zu unterschiedlich war, als dass ein Volk die Sprache des anderen hätte lernen, geschweige denn aussprechen können, hatten sie doch eine gut funktionierende Form der Verständigung entwickelt: eine eigens zu diesem Zweck entwickelte Schrift. Die Wissenschaftler beider Gruppen hatten sich für etliche Tage zusammengesetzt, alle möglichen Gegenstände genommen und in ihrer eigenen Schrift dessen Bezeichnung aufgeschrieben. Aus den beiden unterschiedlichen Schriften hatten sie daraufhin gemeinsame Symbole für alle Gegenstände entwickelt und danach die Prozedur für alle möglichen

Tätigkeiten wiederholt. Am Ende besaßen sie eine gemeinsame Schriftsprache, mit der sie sich gut verständigen konnten. Dadurch hatten die Snioranku auch erfahren, dass die Neuankömmlinge sich *Wesen der Kristallenen Welten* nannten. Deren Bezeichnung für die Snioranku lautete *Innere Wächter der Weltenformer*.

Wenn sie jetzt miteinander in Kontakt traten, führten sie von den Kristallweltlern entwickelte Schreibbildschirme mit sich, auf deren Oberfläche sie mit einem dünnen Holzstück oder Stein die Symbole ihrer gemeinsamen Sprache malen konnten. Durch ein festes Streichen über die gesamte Oberfläche wurde das Geschriebene wieder aufgelöst und der Bildschirm konnte neu beschrieben werden.

Was führt dich zu uns mitten in der Nacht?, fragte der Wächter der Kristallweltler schriftlich an.

Wichtige Neuigkeiten für euch, antwortete Alirr. *Wir haben Besuch von Fremden bekommen, die neu in dieser Sphäre angekommen sind. Sie sind friedlich, aber trotzdem Kämpfer, wenn es sein muss. Einer von ihnen ist ein Heiler, der Medizin herstellen kann. Vielleicht kann er euch helfen.*

Das wäre großartig!, freute sich der Wächter. *Mein Volk siecht dahin, und niemand von uns weiß, wie wir diese Krankheit aufhalten können. Heute sind schon wieder fünf von uns gestorben. Kannst du den Heiler zu uns bringen?*

Ich glaube nicht, dass er das will, antwortete Alirr. *Seine Leute sind entschlossen, die Siedlung der Grausamen in der Verbotenen Zone aufzusuchen. Sie suchen dort etwas, das ihnen hilft, diese Welt wieder zu verlassen. Etwas anderes interessiert sie nicht. Ihr Heiler ist damit beschäftigt, seine Medizin herzustellen, und ich glaube, sie brauchen ihn so sehr, dass sie ihn wohl nicht freiwillig gehen lassen werden, damit er dein Volk heilen kann. Aber wenn sie unsere Siedlung verlassen, um zu den Grausamen zu gehen, werde ich ihn kennzeichnen.* Sie zeichnete das Erkennungszeichen auf, mit dem sie Brekken Dabruun für die Kristallweltler kenntlich zu machen gedachte. *Der dieses Zeichen trägt, wird der Heiler sein.*

Aber wie sollen wir an ihn herankommen?, fragte der Wächter.

Ihr müsst die Gruppe ablenken und genug Verwirrung stiften, dass er von ihnen getrennt werden kann. Dann müsst ihr ihn überwältigen und wegschleppen, bevor die anderen es merken. Ich kann euch nicht sagen, wie ihr das tun könnt, aber ich sehe keine andere Möglichkeit, ihn zu euch zu bringen.

Der Wächter überdachte das und schrieb schließlich: *Wir schaffen das schon. Sorge du nur dafür, dass wir den Heiler erkennen können. Und sei bedankt für deine Hilfe!*

Ich kann aber nicht dafür garantieren, dass der Heiler euch wirklich helfen kann, wandte Alirr ein. *Er gehört zu einem anderen Volk und ist vielleicht nicht in der Lage, die richtige Medizin für euch herzustellen.*

Das bleibt abzuwarten. Er ist jedenfalls jetzt unsere einzige Hoffnung.

Mehr gab es dazu nicht zu sagen. Alirr verabschiedete sich von dem Kristallweltler und kehrte nach *Kroluan-She'eyu* zurück.

*

Denuur beobachtete die Neuankömmlinge, seit er sie freigelassen hatte. Sie faszinierten ihn und waren eine schier endlose Quelle neuer Erkenntnisse und Rätsel. Inzwischen wusste er aus den Aufzeichnungen ihrer Schiffscomputer, dass die drei verschiedenen Rassen – ebenso wie die beiden anderen, die ihm entkommen und diejenige, deren Schiff zerstört worden war –, zu einer Völkerallianz gehörten und eine Expedition ausgerichtet hatten, um diesen Teil der Galaxis zu erforschen.

Trotzdem vermochte er nicht nachzuvollziehen, was sie befähigte, so gut zusammenzuarbeiten. Sie waren so unterschiedlich in allem, obwohl zwei der Völker sich äußerlich erstaunlich ähnlich sahen. Und noch vor Kurzem waren sie erbitterte Feinde gewesen. Jetzt standen sie sich so nahe, dass sie sogar persönliche Freundschaften untereinander schlossen.

Einem solchen Phänomen war Denuur noch bei keiner anderen Rasse begegnet. Und er hatte sich noch nicht entschieden, ob er diese Fähigkeit als einfach nur interessant oder auch als gefährlich einstufen sollte. Jedes Volk besaß andere Wert- und Moralbegriffe, die sich nicht miteinander vergleichen ließen. Wie weit ging bei diesen hier die Freundschaft, die Loyalität?

Er beschloss, das zu testen.

*

Brekken Dabruun war hoch zufrieden mit sich und seiner Arbeit. *Ich bin ein Genie*, dachte er halb ironisch. *Wird Zeit, dass das außer mir mal jemand zu würdigen weiß.*

Er betrachtete die grünlich-weiße Flüssigkeit in dem luftdicht verschlossenen Behälter. Sie bildete in regelmäßigen Abständen kleine Blasen, deren Gas durch ein Rohr in eine Kammer geleitet wurde, von der aus es in dehnbare Behälter abgefüllt wurde. Die technischen Apparaturen der Snioranku waren ihm eine große Hilfe, die Droge, die die Morax betäuben sollte, in ausreichender Menge zu destillieren. So ging es sehr viel schneller, als das mit den Notfall-Kits möglich gewesen wäre. Der Snioranku Norr, der ihm auf Kerrs Anweisung alles Notwendige gezeigt und die Zutaten zur Verfügung gestellt hatte, war ihm dabei eine große Hilfe gewesen. Außerdem hatten sie ihr Wissen ausgetauscht, und zumindest Brekken hatte einige wichtige Dinge von Norr lernen können.

Leider gab es in der chemischen Abteilung der Snioranku nicht die Mittel, die er gebraucht hätte, um nach Weisung seines Kommandanten die Droge zu einem tödlichen Gift machen zu können. Vielleicht wäre ihm das mit etwas Experimentieren und einer Menge Zeit gelungen. Aber die hatten sie nicht. Immerhin würde diese Droge ihnen die Möglichkeit verschaffen, überhaupt erst einmal herauszufinden, wo sich die Schiffe befanden und möglicherweise, wie man dorthin

gelangen konnte. Doch das war im Moment nebensächlich. Er musste überlegen, wie viel von der Droge er benötigte, um eine Station voller Morax ins Land der Träume zu schicken. Und vor allem, wie man sie am besten freisetzte.

Ersteres war relativ schnell gelöst. Wie ihm die Leute, die auf Anweisung des Kommandanten ständig mit Scannen beschäftigt waren, auf seine Anfrage mitgeteilt hatten, war die Energie-Emission der Morax-Station auf dieser Ebene nicht größer als die, von der man sie freigelassen hatte. Deshalb konnte er davon ausgehen, dass sich darin wohl auch nicht gravierend mehr Morax befanden als in der anderen.

Anhand der Anzahl der Morax, die in ihrem Gefängnis gescannt worden waren, konnte er sich relativ genau ausrechnen, wie viele sich maximal in dieser Station aufhielten.

Das Problem war und blieb, wie die Droge in die Station kommen sollte, ohne dass sie gesehen wurden. Auch dafür waren Brekken schon einige Möglichkeiten eingefallen, die aber alle mehr oder weniger unvertretbare Risiken bargen. Wie es aussah, musste er mit der endgültigen Auswahl einer geeigneten Methode warten, bis sie vor Ort waren und danach einen Plan entwickeln.

Er zählte die bereits abgefüllten Behälter mit dem Gas und beschloss, auch einige mit der Flüssigkeit zu befüllen. Das Ausbringen in den Luftkreislauf der Station wäre natürlich das Beste, aber für den Fall, dass das nicht machbar sein sollte, wäre die einzig andere Alternative, die Morax direkt mit dem Zeug in Hautkontakt zu bringen. Doch auch das würde sich letztendlich vor Ort entscheiden müssen.

Bergon Sin erschien im Labor und musterte die ständig größer werdende Zahl der Gasbehälter.

»Ich sehe, Sie machen Fortschritte, Dr. Dabruun«, stellte er fest. »Kommandant Talas möchte wissen, wie lange es noch dauert, bis wir aufbrechen können.«

»Nur noch ein paar Stunden«, antwortete Brekken. »Ich denke, dass wir uns um die hiesige Mittagszeit herum auf den Weg machen können. Ich kann ja die Ungeduld des Kommandanten verstehen, aber den Verletzten hat diese ausgedehnte Ruhepause überaus gut getan. Jetzt haben sie alle eine hundertprozentige Überlebenschance. Vorher stand es bei dreien auf der Kippe.«

»Ich weiß das durchaus zu schätzen«, versicherte Sin. »Sie leisten hervorragende Arbeit, Doktor.«

»Vielen Dank.«

Aus Sins Mund war das ein ungewöhnliches Kompliment. Seit Triumvir Dagis Rendoy ihn Siron Talas als Ersten Offizier unterstellt hatte, stand der Mann unter ständiger Beobachtung. Jeder hatte ihn verdächtigt, das Auge, Ohr, Sprachrohr und Überwachungsinstrument des Triumvirats an Bord der STOLZ DER GÖTTER zu sein. Daran hatte auch Sins Versicherung nichts geändert, dass er zur Expedition strafversetzt war, weil er ein zu großes Interesse an einer von Rendoys

Nichten gezeigt hatte. Doch Sin hatte sich bisher dem Kommandanten, dem Schiff und der Crew gegenüber als loyal erwiesen.

Jetzt fragte sich Brekken allerdings, worauf er hinauswollte, denn der Mann war sicher nicht nur gekommen, um ihm Komplimente zu machen.

»Ja, Sie sind in der Tat ein wahrer Meister der Biochemie«, fuhr der Erste Offizier jetzt fort. »Ich frage mich, wie gut Sie wirklich sind.«

»Nun, ein Blick in meine Personalakte hätte Ihnen das beantwortet«, stellte Brekken gleichmütig fest. »Und da ich weiß, dass die Handspeicher des Führungspersonals – also Ihrer und der des Kommandanten – diese Daten enthalten, haben Sie die Antwort auf diese Frage doch längst bekommen.«

»In der Tat«, stimmte Sin ihm zu. »Aber auch die Personalakten sagen nicht alles über einen J'ebeem aus, was es Wissenswertes über ihn gibt.«

»Subkommandant Sin, am besten, Sie sagen offen und frei heraus, was Sie von mir wollen«, forderte Brekken ihn auf. »Dann werde ich Ihnen wahrscheinlich auch eine konkrete Antwort auf das geben können, was Sie offenbar beschäftigt.«

Sin blickte sich um und vergewisserte sich, dass niemand in unmittelbarer Hörweite war, ehe er mit seinem Anliegen herausrückte. »Ich frage mich, ob Sie in der Lage wären, ein Medikament herzustellen, das Kommandant Talas … nun, das ihm hilft, über seinen Verlust hinwegzukommen. Zumindest vorübergehend.«

»Sie meinen eine Droge, die seinen seelischen Schmerz betäubt«, brachte Brekken es ungeschönt auf den Punkt. »Natürlich könnte ich das. Ich habe ein entsprechendes *Medikament* sogar in meinem Notfall-Kit. Aber ich werde es ihm nicht geben.«

»Und warum nicht?«, fragte Sin mit deutlicher Schärfe.

»Aus zwei Gründen, Subkommandant. Erstens würde das Mittel ihm nicht nur den Schmerz nehmen, es würde ihn auch insofern betäuben, dass er nicht mehr mit der notwendigen Klarheit Entscheidungen treffen könnte. Sie würde ihn sogar bis zu einem gewissen Grad derart gleichgültig werden lassen, dass er nicht mehr fähig wäre, seinen Posten auszufüllen. Und ich muss Ihnen nicht sagen, welch fatale Folgen das für uns alle unter Umständen haben könnte. Zweitens gäbe er damit ein verdammt schlechtes Beispiel für unsere Leute ab. Was glauben Sie, wie es seine Autorität beschädigen würde, wenn er *Drogen* benutzte, um den Verlust seiner Frau zu verkraften! Von der Wirkung auf die beiden anderen Crews mal ganz zu schweigen.«

»Sie sollen sie ihm auch nicht in aller Öffentlichkeit geben«, schnappte Sin.

»Ich werde sie ihm gar nicht geben, Subkommandant! Nicht einmal dann, wenn er selbst danach verlangen sollte. Ich darf Sie daran erinnern, dass ich im Moment der Leitende Medizinische Offizier bin und in dieser Funktion in gewissen Situationen sogar über dem Kommandanten stehe. Dies ist so eine Situation. Und ich versichere Ihnen, dass ich meine Weigerung auf rein medizinisch-psychologische

Gesichtspunkte gründe. Sehen Sie, ich habe seit Beginn der Expedition mit Dr. Sakala eng zusammengearbeitet. Sie hat mir manchmal auch private Dinge anvertraut, die sie und den Kommandanten betrafen. Aufgrund dessen wage ich zu behaupten, dass ich wohl von uns allen der J'ebeem bin, der Siron Talas am besten kennt. Deshalb kann ich Ihnen versichern, dass der Kommandant seine eigenen Methoden hat, um mit dem Verlust seiner Frau fertig zu werden. Drogen würden ihm dabei weitaus mehr schaden als nützen. Das ist meine medizinische Beurteilung, Subkommandant, und ich hoffe, Sie vertrauen auch in diesem Punkt meiner Kompetenz.«

Sin blickte ihn ausdruckslos an. »Natürlich, Dr. Dabruun«, sagte er schließlich. »Und ich hoffe meinerseits, Sie glauben mir, dass mein Vorschlag allein in dem Wohl der Besatzung und des Kommandanten begründet lag und nicht etwa andere Hintergründe hatte.« Er verzog das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse. »Ich bin mir sehr wohl bewusst, dass man mich für einen Spion des Triumvirats hält, und es ist ein offenes Geheimnis, dass die Triumvirn bereits in der Vergangenheit mehrfach versucht haben, Kommandant Talas kaltzustellen. Sie könnten den Verdacht hegen, dass mein Anliegen ein weiterer Versuch in diese Richtung wäre.«

»Nein, Subkommandant, in dem Punkt können Sie unbesorgt sein. Ich habe Sie als logisch denkenden Mann kennengelernt, und ein solches Manöver machte in dieser Situation keinen Sinn. Wir wissen ja nicht einmal, ob wir überhaupt jemals hier herauskommen. In Anbetracht der Tatsache wäre es mehr als dumm, wenn Sie ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt versuchten, Talas zu diskreditieren – ohne Garantie, dass Sie lange genug leben, um dem Triumvirat Entsprechendes berichten zu können. Falls Sie so etwas planten, würden Sie damit warten, bis wir wieder auf dem Heimweg sind.«

»Das hört sich beinahe so an, als glaubten Sie auch dann nicht an einen solchen … Verrat meinerseits.«

Brekken grinste. »Ehrlich gesagt: nein. Wie Sie sicherlich wissen, wurde ich jahrelang vom Geheimdienst ausgebildet. Beim Temuran bringt man den Leuten bei, die verborgenen Motive eines jeden J'ebeem – und in meinem Fall auch von Menschen – zu erkennen. Sie, Subkommandant Sin, haben tatsächlich nur das Wohl der Crew im Sinn.«

Sin gab einen resignierten Laut von sich. »Ich glaube, mit dieser Meinung stehen Sie wohl ganz allein da. Aber Sie haben recht. Nachdem mich das Triumvirat aller meiner früheren Privilegien beraubt und auf eine beinahe sichere Todesmission geschickt hat, habe ich nur noch das Bestreben, mich auf meinem neuen Platz bestmöglich zu bewähren – in den Augen meines Kommandanten, meiner Kameraden und der Crew. *Nicht* für das Triumvirat. Ich weiß, dass es Kommandant Talas lange genauso ging. Deshalb mache ich mir auch ernsthaft Sorgen um ihn.«

»Durchaus zu Recht«, gab Brekken zu. »Aber vertrauen Sie auf die

innere Stärke unseres Kommandanten, Subkommandant. Und auf meine Heilkünste. Die sind nämlich nicht übel – auch ohne Drogen.«

»Ich denke, das habe ich jetzt begriffen«, meinte Sin.



Brekken setzte seine Arbeit fort und hatte sie sogar vor Ablauf der Frist beendet, die er Sin genannt hatte. Die Crews hatten sich schon zum Aufbruch bereit gemacht. Kerr und etliche andere Snioranku verabschiedeten sich persönlich von ihnen.

Alirr, die Wachläuferin, verteilte sogar an alle kleine Geschenke. Meistens handelte es sich dabei um einen Vorrat getrockneter Früchte, von denen sie wusste, dass Menschen, J'ebeem und Kridan sie aßen. Einigen schenkte sie auch Schmuckstücke und bestand darauf, dass sie die trugen. Brekken erhielt ein breites Armband aus einem ihm unbekannten Material, das fluoreszierende Eigenschaften besaß und die Farbe bei jeder Bewegung in allen Tönen von Blau, Grün und Violett schillern ließ. Es leuchtete besonders intensiv, wenn das Sonnenlicht darauf fiel.

Alirr erbot sich auch, sie zusammen mit einigen anderen Wachläufern ein Stück zu begleiten und ihnen den Weg zu zeigen, der zur Station der Morax führte. Eigentlich wollten die Kommandanten das ablehnen, denn ohne die Snioranku wären sie mit Hilfe ihrer Antigrav-Packs erheblich schneller voran gekommen. Doch auch Kerr fand die Begleitung durch die Wachläufer eine gute Idee und sah es als zusätzliche Freundlichkeit gegenüber den scheidenden Gästen an, so dass sie schließlich einwilligten. Da Alirr davon sprach, sie nur »eine kurze Strecke« zu begleiten, würde die Zeitverzögerung wohl nicht allzu sehr ins Gewicht fallen.

Immerhin gab es mindestens zwei Leute, denen der Fußmarsch sogar gelegen kam. Bruder William und Sun-Tarin nutzten die Gelegenheit für ihre fortgesetzten Studien an den kleinen Spinnentieren. Ihnen war aufgefallen, dass es in *Kroluan-She'eyu* kaum welche gegeben hatte. Auch Kerr hatte ihnen bestätigt, dass diese Tierchen nur selten in die Siedlung kamen. Doch schon am ersten Tag nach der Ankunft der Expedition waren sie verstärkt dort aufgetaucht, als hätten die Besucher sie angezogen. Niemand hatte bisher eine Erklärung dafür gefunden.

Sun-Tarin hatte einige Scans vorgenommen und festgestellt, dass die Scanner die Spinnen nicht richtig erfassten. Irgendetwas störte ihre Sensoren, denn sie lieferten nur widersprüchliche Daten. Das änderte sich allerdings in dem Moment, da sie tot waren. Trotz Williams diesbezüglichen Protests hatte der Kridan ein paar der Tiere getötet und sie mit der Zoomoptik seines Handscanners untersucht. In totem Zustand war ein Scan problemlos möglich. Sowohl Sun-Tarin wie auch Bruder William hegten deshalb den begründeten Verdacht, dass die Spinnen, solange sie lebten, eine Art Energie ausstrahlten, die die

Scanner in ihrer Funktion beeinträchtigte.

Allerdings ergaben die Untersuchungen des toten Exemplars zur Enttäuschung der beiden nichts Interessantes. Soweit aus den deformierten Überresten erkennbar war, handelte es sich um ein Tier, das sich abgesehen von seiner DNA nicht von anderen hiesigen Insekten unterschied. Lediglich sein winziges Gehirn schien anders aufgebaut zu sein, als es bei herkömmlichen Insekten der Fall war. Was für Auswirkungen diese Andersartigkeit allerdings hätte haben können, erschloss sich weder Sun-Tarin noch dem Christophorer.

Während sie jetzt aber durch die Begleitung von Alirr und den anderen Wachläufern gezwungenermaßen zu Fuß ihrem Ziel zustrebten, machten sie eine erstaunliche Entdeckung. William stieß zuerst auf das Phänomen, weil er von einem Moment auf den anderen wieder begann, sich in jener charakteristischen Weise unbehaglich zu fühlen, die die Nähe eines der seltsamen silberweißen Quallenwesens signalisierte, die hin und wieder schlagartig auftauchten und ebenso schlagartig wieder verschwanden. Als er sich suchend umsah, brauchte er nicht lange, um ein silberweißes Wesen auf einem Kristallblock sitzen zu entdecken, das sie zu beobachten schien, obwohl keine Augen erkennbar waren. Es besaß allerdings nicht die Form einer Qualle, sondern ähnelte mehr einem Wurm oder Tausendfüßler von etwa einem halben Meter Länge und mindestens zehn Zentimetern im Durchmesser.

»Sehen Sie dort!« William konnte nicht verhindern, dass seine Stimme aufgeregt klang. Da er niemanden namentlich angesprochen hatte, folgten alle Blicke seiner ausgestreckten Hand.

»Das ähnelt einem Ilifi-Wurm«, stellte Sikona fest. »Nur dass die normalerweise braun und grau sind. Einen von dieser Farbe habe ich noch nie gesehen.«

»Das ist ein *de'enuhur*«, erklärte Alirr und benutzte ein Wort, das die Translatoren nicht übersetzten.

Doch Professor MacShane erkannte es trotzdem. »Wie haben Sie das Wesen genannt?«, fragte er Alirr.

»*De'enuhur*«, antwortete die Wachläuferin bereitwillig. »Sie können verschiedene Gestalten nachbilden.«

»Das ist ein Wort aus der Sprache der Götter«, erklärte Sikona. »Es bedeutet so viel wie *Viele, die Eins werden*.«

MacShane nickte. »Das hat Ihr Priesterkollege Dorkon auf Rhuka uns auch erklärt, als ich ihn fragte, ob er einen Gott namens ›Denuur‹ kennt. Aber«, er wandte sich wieder an Alirr, »was meinen Sie damit, dass das dort ein *de'enuhur* ist?«

»Ich werde es euch zeigen.«

Alirr hob einen Stein vom Boden auf und schleuderte ihn mit einer unglaublich schnellen Bewegung auf das wurmartige Wesen. Die Wirkung war erstaunlich. Der Stein schien durch das Wesen förmlich hindurchzugehen, und sein Körper zerbarst in einem Schauer aus nur wenige Millimeter großen Fragmenten, die zu Boden fielen und eilends

davonkrabbelten.

»Das sind ja diese verfluchten Spinnen!«, rief MacShane aus. Seiner Stimme war deutlich anzuhören, dass er sich innerlich vor Ekel schüttelte.

»Ja, die *de'enuhur* bestehen aus *durusar*«, bestätigte Alirr. »Wir wissen nicht, warum sie das tun, aber manchmal klammern sich Tausende von *durusar* zusammen – es sind auch Hunderttausende oder Millionen, wenn sie etwas Größeres bilden – und nehmen die äußere Form eines anderen Wesens an.«

»*Durusar*«, wiederholte Dana nachdenklich. »Ich erinnere mich, dass Atraan diese Spinnchen *druusr* nannte und behauptete, sie hätten etwas mit Denuur zu tun. Aber er wusste nicht was. Oder er wollte es mir nicht sagen.«

»Captain«, sagte Bruder William, der sich leise mit Sun-Tarin beraten hatte. »Ich glaube, wir haben mit diesen *de'enuhur* die Antwort auf die Frage gefunden, auf welche Weise Denuur uns beobachtet.«

»Das denke ich auch«, mischte sich Simon E. Jefferson ins Gespräch. »Dieser Bote, den er uns geschickt hat, um uns freundlich einzuladen, uns in seiner gastfreundlichen Welt anzusiedeln, hatte dieselbe Signatur und ließ sich genauso unmöglich scannen wie diese … Quallenwesen, Ilifi-Würmer, de'enuhurs oder was auch immer sie sind. Ich bin mir fast sicher, dass Bruder William mit seiner Vermutung recht hat.«

»Auf diese Vermutung bin ich nicht allein gekommen«, wehrte William das Lob bescheiden ab. »Sun-Tarin hat einen mindestens ebenso großen Anteil daran.«

»Und dort drüben ist noch eins von den Biestern«, meldete Corporal Telford und deutete auf einen etwas kleineren Gesteinsbrocken, hinter dem eine silberweiße Qualle hervorlugte. Wie beiläufig richtete er die Mündung seines Thermostrahlers auf das Wesen und schoss. »Wir haben was dagegen, dass man uns ausspioniert!«, knurrte er, als der Schuss das Ding traf und die Spinnentiere, aus denen es bestand, in winzige verkohlte Körnchen verwandelte.

»Telford!«, rügte Dana. »Das nächste Mal fragen Sie mich vorher, ob ich mit so einem … Abschuss einverstanden bin!«

»Jawohl, Ma'am. Aber jetzt wissen wir zumindest, dass sie die Hitze des Thermostrahlers nicht vertragen. Ich habe allerdings vorausgesetzt, dass es in unser aller Interesse ist, Denuur so wenig wie nur möglich über uns in Erfahrung bringen zu lassen. Ich komme nämlich nach allem, was wir bisher wissen, ebenfalls zu dem Schluss, dass diese Dinger die Augen und Ohren Denuurs sind. Und den sollten wir nach Möglichkeit nicht wissen lassen, was wir vorhaben. Falls er es nicht inzwischen schon weiß«, fügte er grimmig hinzu.

»Dem stimme ich zu«, ließ sich Mirrin-Tal vernehmen. Der Kridan wandte sich an Dana. »Da Ihre Leute als einzige über diese Thermowaffen verfügen und alles andere gegen diese *de'enuhur* unwirksam sein dürfte, bitte ich Sie offiziell, Ihre Leute anzuweisen,

jedes dieser Wesen zu vernichten, sobald sie es sehen.«

»Das halte ich für sehr vernünftig«, stimmte auch Siron Talas zu.

»Nun gut«, schloss Dana sich ihrer Meinung an. »Corporal Telford, Sie und Ihre Marines haben jetzt also meine Erlaubnis, diese Wesen sofort bei Sichtung zu vernichten.«

»Jawohl, Ma'am«, bestätigte Telford nur unbewegt und gab die Anweisung an seine Marines weiter.

Sie setzten ihren Weg fort. Und obwohl nicht nur die Marines, sondern auch die Sicherheitswachen der J'ebeem und Kridan überaus wachsam waren, konnten sie nicht verhindern, was nur wenig später passierte, als sie ein Gebiet durchquerten, das aus größeren und großen verstreut in der Gegend liegenden Kristallen und anderen Felsen bestand.

*

Als das erste Geschoss wie aus dem Nichts heraus auf sie zuflog, war es zu spät, um es abwehren zu können. Es schlug unmittelbar vor der Gruppe ein, zerplatzte und schleuderte dicke, rötliche Rauchwolken in die Luft. Ihm folgten weitere Geschosse in schneller Folge, und innerhalb weniger Sekunden war die gesamte Gruppe in die rötlichen Schwaden eingehüllt.

Die Leute reagierten sofort und bildeten ihre inzwischen bewährte »Ringverteidigung«, was allerdings dadurch erschwert wurde, dass sie in dem roten Nebel kaum ihren jeweiligen Nachbarn sehen konnten. Die Marines, die mit ihren in die Helme integrierten Infrarotkameras als Einzige etwas sehen, konnten, formierten sich zur Verteidigung.

Doch es gab nichts zu verteidigen. Die aus den Bomben strömende Chemikalie reizte zwar die Augen aller und die Schleimhäute der Kridan, die teilweise heftig husten mussten und würgten, aber darüber hinaus war sie wohl harmlos. Ihr einziger Zweck schien darin zu bestehen, die Sicht zu vernebeln. Doch welcher Sinn dahinter stand, war nicht ersichtlich. Die Marines erkannten am Rand der Gruppe verschwommene Schemen, die kurz auftauchten und ebenso schnell wieder verschwanden. Leider störte der Nebel auch die Erfassung der Infrarotsensoren, sodass eine klare Sicht nicht möglich war. Und nach kaum zwei Minuten war alles schon wieder vorbei. Der rote Nebel verzog sich, und alles schien immer noch in Ordnung zu sein.

»Ist jemand verletzt?«, fragte Dana über Headset. »Wurde jemand angegriffen? Etwas gestohlen?«

Doch die Ausrüstung war vollzählig vorhanden, niemand war angegriffen worden. Und es gab keine Spur von demjenigen, der für den scheinbar sinnlosen Überfall verantwortlich war.

»Haben Sie eine Ahnung, was das zu bedeuten hatte?«, fragte Dana Alirr.

Alirr warf unauffällig einen Blick zu der Stelle, an der sie Brekken

Dabruun zuletzt gesehen hatte und stellte fest, dass er verschwunden war. Insgeheim zollte sie den Kristallweltlern große Achtung. Sie hatten es fertiggebracht, ihre Beute zu bekommen, ohne kämpfen zu müssen. Wirklich schlau!

»Nein«, antwortete sie und hatte keine Skrupel, die Fremden zu belügen. »So etwas ist noch nie vorgekommen, seit wir hier leben.«

»Aber es könnte wieder passieren«, wandte einer ihrer Leute ein, der wie die Fremden vollkommen ahnungslos war. »Wir müssen zurück und die Siedlung warnen. Vielleicht greifen diejenigen, die das hier getan haben, auch *Kroluan-She'eyu* an.« Er wandte sich an Dana. »Sie kommen auch ohne uns an Ihr Ziel. Folgen Sie konsequent der Richtung, in die wir bisher gegangen sind. Wir müssen zurück.«

»Natürlich liegt Ihre Verantwortung bei Ihren Leuten. Wir danken Ihnen jedenfalls, dass Sie uns bis hierher begleitet haben. Alles Gute für Sie alle.«

»Danke«, sagte Alirr schlicht, wandte sich um und eilte mit ihren Leuten davon, froh darüber, dass man sie nicht mit dem Überfall in Verbindung brachte. Sie hoffte nur, dass der Heiler den Kristallweltlern helfen konnte. Doch das würde sie in ein paar Tagen auf die eine oder andere Weise erfahren …



Die drei Crews wollten sich gerade wieder auf den Weg machen, als sie entdeckten, dass der Überfall doch nicht völlig ohne Verluste verlaufen war.

»Captain Frost, Captain Mirrin-Tal«, sagte Siron Talas, und seine Stimme klang ruhiger, als er wohl war, »Dr. Dabruun ist verschwunden. Und mit ihm unser kostbarer Vorrat der Morax-Betäubungsdroge.«

Sie leiteten eine sofortige Suche ein, doch Brekken blieb verschwunden. Zwar gab es Infrarotspuren mehrerer unbekannter Wesen in der Umgebung, unter denen sich wahrscheinlich auch der Arzt befunden hatte. Doch durch die herrschende Temperatur verblassten sie zusehends. Außerdem führten diese Spuren in alle Richtungen von der Expeditionsgruppe weg, sodass nicht zu erkennen war, wohin man Brekken gebracht hatte.

Auch sorgfältige Scans der näheren und weiteren Umgebung ergaben keinen Hinweis darauf. In ein paar hundert Metern Entfernung befand sich eine Störquelle, die von einem großen unterirdischen Lager unbekannten Gesteins stammte – es sendete Wellen auf einer Frequenz aus, durch die die Scanner beeinträchtigt wurden. Es gab jedenfalls keine Spur von Brekken oder dem Drogenvorrat, den er bei sich gehabt hatte.

»Das sieht mir ganz nach dem Werk von Denuur aus«, war Mirrin-Tal überzeugt. »Durch seine Beobachter hat er herausgefunden, was wir

planen und dass wir eine Droge hergestellt haben. Denjenigen zu entführen, der sie hergestellt hat und den gesamten Vorrat des Mittels dazu, soll uns wohl aufhalten. Hätten wir doch nur schon eher erkannt, dass diese Spinnentiere sich zu Denuurs Spionen zusammenrotten können!«

Die Vermutung war keinesfalls abwegig. Schließlich hatte sich selbst Kerr darüber gewundert, dass die Spinnen zusammen mit den Gästen verstärkt aufgetaucht waren, nachdem sie vorher kaum in der Siedlung zu sehen gewesen waren. Denuur hatte seine Beobachter geschickt und wusste mit großer Wahrscheinlichkeit vom Plan der drei Crews. Jetzt hatte er auf seine Weise darauf reagiert und Brekken Dabruun mitsamt den Drogen entführen lassen.

»Was tun wir jetzt?«, verlangte Mirrin-Tal zu wissen. »Konkret: Wie gut sind unsere Chancen, ohne die Droge in die Station der Morax eindringen zu können?«

»Das müssten wir sehen, wenn wir dort sind«, fand Dana, »Denuur geht mit großer Wahrscheinlichkeit davon aus, dass uns der Verlust der Droge und dessen, der sie herstellen kann, entmutigt. Aber da wir nun seine Spione erkannt haben und sie vernichten, sobald wir sie sehen, ist zumindest diese Informationsquelle erst einmal für ihn versiegt. Wahrscheinlich hat er noch andere Methoden, uns zu beobachten und zu überwachen. Aber wenn wir sofort handeln, könnten wir ihn damit überraschen.«

»Sie schlagen also vor, dass wir unseren ursprünglichen Plan verfolgen und Dr. Dabruun im Stich lassen?«, stellte Siron Talas ausdruckslos fest.

»Ich schlage vor, dass wir *versuchen*, unseren ursprünglichen Plan zu verfolgen und hinterher – egal ob wir Erfolg haben oder nicht – hierher zurückkommen und intensiv nach Dr. Dabruun suchen. Wie Sie vielleicht wissen, Kommandant Talas, verdanke ich ihm mein Leben. Ich würde ihn nicht einfach im Stich lassen. Aber einen Weg aus diesem Hohlplaneten herauszufinden, hat meiner Meinung nach immer noch oberste Priorität. Wenn wir jetzt Zeit aufwenden, um nach Brekken zu suchen, obwohl wir nicht einmal eine Spur von ihm haben oder auch nur einen Anhaltspunkt, *wo* wir ihn suchen könnten, geben wir den Morax in der Station, die vielleicht von Denuur vorgewarnt wurden, die Gelegenheit, sich auf uns vorzubereiten. Falls sie das nicht schon sind. Glauben Sie mir, Kommandant Talas, mir gefällt es auch nicht, Brekken zurückzulassen. Aber je länger wir hier verweilen, desto schlechter werden unsere jetzt ohnehin geringen Chancen auf Erfolg.«

»Ich weiß«, gab Siron zu. »Und ich muss Ihnen in allem beipflichten. Auch wenn es mir nicht gefällt. – Sehen wir also zu, dass wir schnellstmöglich die Station erreichen. Um Dr. Dabruun kümmern wir uns hinterher. Falls wir dann noch leben …«

*

Brekken Dabruun war von dem Angriff ebenso überrascht wie alle anderen. Als der rote Nebel ihn umfing, versuchte er, sich zur Mitte des Schutzrings zu begeben, musste aber feststellen, dass er die Orientierung verloren hatte. Er fühlte jemanden neben sich, ohne ihn sehen zu können und glaubte im ersten Moment natürlich, dass es ein j'ebeemisches Crewmitglied war. Erst als er von mehreren tentakelartigen Greifarmen umfangen wurde, von denen einer sich zielsicher über seinen Mund legte und ihn so daran hinderte, eine Warnung zu rufen, wurde ihm sein Irrtum bewusst. Ein weiterer Tentakel wurde ihm über die Augen gelegt und er im nächsten Moment hochgehoben und weggeschleppt.

Die Tentakel, die ihn umfingen, hielten ihn derart fest umklammert, dass er sich kaum bewegen konnte. Somit war es ihm auch nicht möglich, sich zu befreien. Er entschloss sich, abzuwarten, wohin man ihn bringen würde.

Die Flucht seiner Entführer dauerte nicht länger als eine halbe Stunde. Danach wurde Brekken abgesetzt. Das Wesen, das ihn hielt, lockerte seinen Haltegriff nicht, sodass er immer noch nichts sehen konnte. Er fühlte, wie man ihm seine Sachen abnahm und sie wohl untersuchte, denn seine Entführer redeten in einer Sprache aus Trillern, Zischen, Flöten und einem Stakkato von klackenden Lauten. Brekken war sich sicher, diese Sprache schon einmal gehört zu haben, doch da er sich beim Umgang mit Fremdrassen immer auf seinen Translator verließ, hatte er sich schon vor langer Zeit abgewöhnt, auf die ursprüngliche Sprache zu lauschen.

Er wurde jetzt losgelassen, und Brekken konnte seinen Entführern endlich in die Augen sehen.

Ihre walzenförmigen Körper maßen ungefähr 1,90 Meter und besaßen ovale Verdickungen am oberen und unteren Ende. In dem oberen saßen kranzförmig verteilt fünf faustgroße, blaustrahlende Ausbuchtungen, die die Augen darstellten. Darunter befanden sich vier waagerechte, handlange, kiemenartige Schlitze. Aus dem gesamten Körper wuchsen insgesamt neun tentakelartige Gliedmaßen, die unsymmetrisch verteilt waren. Drei davon benutzten die Wesen als Beine. Vier besaßen an den Enden eine Aufspaltung in weitere, kleinere Tentakel, ähnlich wie Finger. Ihre Haut war mit dichten, grüngelben Borsten bedeckt.

Diese Wesen waren eindeutig Kenoor, von denen einige mit ihm in der Gefangenschaft der Morax gewesen waren. Und Brekken musste sich nicht fragen, wie sie hierhergekommen waren.

Ein Kenoor trat vor und sagte etwas zu ihm, das er natürlich nicht verstehen konnte. Er deutete auf seinen Translator, der neben dem Inhalt seiner Notfalltasche auf einem Tisch lag und machte eine Geste, dass er ihn haben wollte.

Die Kenoor berieten sich, nahmen den Translator, drehten und wendeten ihn hin und her und überlegten offenbar, ob er eine Waffe war. Schließlich kamen sie wohl zu dem Schluss, dass das Gerät

harmlos sei und reichten ihn Brekken. Er schaltete ihn ein und justierte ihn auf die Sprache der Kenoor. Jetzt war er wirklich dankbar dafür, dass die Expeditionsteilnehmer auch in diesem Punkt vor dem Aufbruch ihr Wissen ausgetauscht hatten. Sie hatten einander die Translatorprogramme aller ihnen bekannter Sprachen überlassen und jeden Translator mit allen programmiert, da sie nicht wussten, wem sie alles begegnen würden. Von der STERNENFAUST war unter anderem auch die Sprache der Kenoor gekommen.

»Können Sie mich jetzt verstehen?«, fragte Brekken, nachdem das Gerät betriebsbereit war.

Die Kenoor gaben Laute von sich, die er als Freude identifizierte. »Eine Verständigung ist möglich!«, rief der Wortführer erleichtert. »Wie wunderbar! Sie sind der Heiler?«

»Zunächst einmal«, sagte Brekken entschieden, »verlange ich eine Erklärung dafür, wieso Sie mich mit Gewalt entführt haben und was Sie von mir wollen. Vorher beantworte ich keine einzige Ihrer Fragen.«

»Ich bin Pikok«, stellte sich der Sprecher vor. »Wir gehören zum Volk der Kenoor und sind hier gefangen.«

»Ja, das sind wir alle«, stimmte Brekken zu. »Aber ich kann Sie wohl kaum befreien.«

»Das erwarten wir auch nicht. Ein Freund von den *Inneren Wächtern der Weltenformer* hat uns gesagt, dass Sie ein Heiler sind. Er hat Sie für uns gekennzeichnet.« Pikok deutete auf das schillernde Armband, das Brekken immer noch trug. »Mein Volk stirbt, und wir haben keine Ärzte, die den Kranken helfen könnten. Auch unsere Freunde sind in diesem Fall machtlos. Sie sind unsere einzige Hoffnung. Helfen Sie uns bitte.«

Brekken konnte nicht verhindern, dass er profunden Ärger verspürte, unter anderem auch auf Alirr, die ihn offensichtlich regelrecht verraten hatte. »Verstehe ich Sie richtig, dass Ihr Angriff auf meine Leute und meine Entführung nur dem Zweck dienten, dass ich mir Ihre Kranken ansehen soll?«

»Und sie heilen, wenn das möglich ist, was wir hoffen«, bestätigte Pikok. »Sonst sind wir alle innerhalb nur noch weniger Tage tot. Die Krankheit ist ansteckend, und jeder, den sie bisher befallen hat, ist nach ein paar Tagen gestorben. Ich entschuldige mich für die Art, wie man Sie hergebracht hat und tue alles, was Sie verlangen. Sie dürfen sogar mein Leben nehmen, wenn Sie sich nur um unsere Kranken kümmern.«

Brekken seufzte. Er hatte keinen Zweifel daran, dass die Kenoor ihn nicht gehen lassen würden, ehe er sich ihre Kranken angesehen hatte. Er hatte die Kenoor noch aus seiner Zeit hei den Morax als sehr stur in Erinnerung.

Aber vielleicht konnte das Wissen aus der gemeinsamen Gefangenschaft bei den Zuur damals jetzt helfen, dieses Volk zu heilen.

»Ich bin Wesen Ihres Volkes schon früher begegnet und habe einiges über sie und ihre Physiognomie gelernt«, sagte er aus diesem

Gedanken heraus. »Ich sehe mir also Ihre Kranken an und werde mein Möglichstes versuchen, sie zu heilen. Ich kann nur nicht versprechen, dass ich es schaffe. Ich bin schließlich ein J'ebeem und kein Kenoor.«

»Ich danke Ihnen! Ich weiß es sehr zu schätzen, dass Sie es wenigstens versuchen wollen. Wie sollen wir Sie nennen?«

»Mein Name ist Brekken Dabruun. – Und eigentlich sollte ich Ihnen nicht helfen!«, fügte er unwirsch hinzu, »weil Sie mich mit Gewalt hierher verschleppt haben. Aber Ihre Kranken können schließlich nichts für Ihr unmögliches Benehmen.«

»Wie hätten wir Sie wohl sonst hierher bekommen?«, fragte Pikok verständnislos.

»Sie hätten sich zum Beispiel höflich vorstellen und fragen können.«

»Und wenn wir das getan hätten, wären Sie gekommen?«, vergewisserte sich der Kenoor.

»Ich denke schon. Ich bin Arzt und ignoriere normalerweise keinen Hilferuf von Kranken.«

»Nun, aber jetzt ist das Ergebnis doch dasselbe. Sie sind hier. Also worüber beklagen Sie sich?«

»Darüber, dass Sie mir keine Wahl gelassen haben, Pikok!«, erwiderte Brekken Dabruun, nun schon etwas entnervt. »Ich pflege selbst zu entscheiden, wann ich zu wem gehe, um ihm zu helfen. Also nächstes Mal fragen Sie gefälligst vorher. – Also, wo sind jetzt die Kranken?«

*

Denuur war leicht beunruhigt, als die Waffe der Fremden zum Einsatz kam. Sie besaßen also doch eine Waffe, und zwar eine sehr wirksame. Die war offensichtlich von den Morax übersehen worden, als sie die Ausrüstung der Neuen untersucht hatten. Denuur überdachte die Möglichkeiten dieser Waffe und kam zu dem Schluss, dass er sie ihnen lassen konnte. Sie würden den Neuen einen Vorteil gegenüber den anderen Bewohner des Zentrums verschaffen. Schließlich würden sie niemals zu ihm selbst gelangen. Also mochten sie ihre Waffe behalten. Er konnte sie auch auf andere Weise beobachten.

Doch als er das tun wollte, fand er die Fremden nicht mehr an dem Ort wieder, wo er sie vermutet hatte. Doch das beunruhigte ihn nicht weiter. Er würde sie schon wiederfinden. Allerdings sollte er sich besser noch einmal überlegen, ob er mit ihnen verfahren sollte – besser: verfahren *konnte* –, wie mit den anderen Wesen, die er hierher geholt hatte. Tatsache war, dass keine andere Spezies sich so unwillig gezeigt hatte, hier sesshaft zu werden.

Durch seine Beobachtungen hatte er erfahren, dass sie unbedingt ihre Schiffe wiederfinden wollten. Natürlich würde ihnen das nicht gelingen, keine Frage.

Wie auch.

Aber solange sie diese Hoffnung hatten, würden sie sich, so wie er sie

bis jetzt einschätzte, niemals damit zufrieden geben, sich hier anzusiedeln. Vielleicht war es das beste, ihre Schiffe zu vernichten. Und sie das wissen, noch besser sie Zeugen der Vernichtung sein lassen, damit sie zweifelsfrei *wussten*, dass es keine Alternative zu seinen Plänen gab. Ja, das würde sie wohl dazu bewegen, hierzubleiben.

Aber noch hatte Denuur den Schiffen nicht alles Wissen entnommen, das sich darin befand. Also würde er mit dieser Maßnahme noch ein bisschen warten.

Jetzt war eine andere Frage vordringlich: Wo waren die Gefangenen abgeblieben?

*

Brekken sah auf den ersten Blick, dass Pikok nicht übertrieben hatte und die Kenoor wirklich schwer erkrankt waren. Er hatte auf den Schiffen der Morax oft genug mit angesehen, wie einer von ihnen durch die harte Strahlung, die an Bord herrschte, langsam zerstört wurde und dahinsiechte, bis er nach nur wenigen Tagen oder Wochen endlich starb. Diese Kenoor befanden sich in einem ähnlichen Zustand, und er war sich sicher, dass er mindestens die Hälfte von ihnen nicht würde retten können. Falls er überhaupt einen Weg fand, wenigstens die noch nicht zu fortgeschrittenen Fälle zu heilen.

»Ich brauche meine Ausrüstung«, verlangte er, und ein Kenoor eilte, ihm sein gesamtes Gepäck zu bringen.

Er nahm den Medo-Scanner und untersuchte die Kranken. Sie litten tatsächlich alle an derselben Krankheit, und sie war hochgradig ansteckend, wie Pikok gesagt hatte. Es handelte sich um eine Entzündung, die einen schleichenden Kollaps der Muskulatur hervorrief. Es begann mit schmerzhaften Krämpfen, danach fingen die Muskeln an zu erlahmen, bis sie schließlich vollständig versagten und Atmung und Herzschlag schließlich aussetzten.

Es war ein qualvoller Tod, den Brekken niemandem wünschte.

Immerhin war es mit Hilfe des Medo-Scanners relativ leicht, die Ursache für die Entzündung zu finden. Es handelte sich um einen mikroskopisch kleinen Parasiten, der durch die Atemluft in den Körper gelangte, sich in der Blutbahn vermehrte und ein Ausscheidungsprodukt fabrizierte, das die Entzündungen verursachte.

»Ich muss ein paar Blut- und Gewebeproben untersuchen«, sagte Brekken schließlich. »Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, dass ich die von Ihren Leuten extrahiere.«

»Wir erlauben Ihnen alles, was unseren Kranken hilft«, versprach Pikok beflissen. »In unserem *Suninu* hatten wir selbst alles Notwendige zur Verfügung, modernste Technik und Medikamente, vor allem aber Ärzte, die uns hätten helfen können. Dann haben die Morax unser *Suninu* vollständig zerstört und unsere gesamten Stasiskammern vernichtet. Nur uns, das Wartungspersonal, haben sie verschont und

hierher verschleppt. Mit einem Teil unserer Ausrüstung zwar, aber ohne Ärzte und etliche wichtige Dinge, die wir brauchen.«

Suninu war, wie Brekken wusste, die Bezeichnung der Kenoor für eins ihrer riesigen Auswandererschiffe, auf denen sie Millionen Auswanderungswillige in Stasiskammern zu neuen Welten transportierten, wo sie dann eine Kolonie errichteten. Wie er sich zu erinnern glaubte, waren diese Auswandererschiffe unbewaffnet und somit eine leichte Beute für marodierende Morax.

»Wir hoffen«, fuhr Pikok fort, »dass Sie in dem Wenigen, das uns geblieben ist, alles finden, was Sie brauchen, um die Kranken zu heilen.«

»Das wird sich zeigen«, meinte Brekken düster. »Aber je mehr Ihrer Leute mir helfen, desto schneller werde ich Ergebnisse bekommen.«

»Alle Gesunden werden Ihnen helfen, so gut wir können«, versprach Pikok. »Hilam kennt sich in unseren Labors am besten aus. Er wird Ihr primärer Ansprechpartner sein.«

Hilam trat vor. »Es ist mir eine Ehre. Folgen Sie mir zum Labor und sagen Sie mir, was Sie brauchen.«

Brekken kam der Aufforderung unverzüglich nach und fand sich wenig später inmitten eines zwar primitiv eingerichteten, aber funktionsfähigen Labors wieder und untersuchte unterstützt von jedem Kenoor, den er dazu verpflichtete, die Gewebe- und Blutproben, die sie ihm in kürzester Zeit beschafften.

Die Untersuchungen bestätigten seinen ersten Befund, dass die Ausscheidungen des Parasiten die tödlichen Entzündungen verursachten. Er brauchte also ein Mittel, das die Entzündungen bekämpfte und gleichzeitig die Parasiten abtötete. Auch hierbei stand ihm das Glück zur Seite, denn die Kenoor hatten ihre medizinische Datenbank in einem tragbaren Speichercomputer mit in ihr Exil retten können. Aus den gespeicherten Daten erfuhr Brekken, welche Chemikalien und Medikamente die Kenoor nicht vertrugen oder die sogar tödlich für sie waren. Deshalb beschränkte er sich bei seinen Experimenten für ein Vernichtungsmittel gegen die Parasiten auf solche Stoffe, die ihnen nicht schadeten.

Dank der fleißigen Unterstützung der Kenoor, die nach seinen Vorgaben die Tests durchführten, konnte er etliche Mittel in relativ kurzer Zeit prüfen. So dauerte es nur sechs Stunden, bis er einen vielversprechenden Kandidaten als Parasitentod gefunden hatte.

Er kombinierte ihn mit einem Entzündungshemmer und führte weitere Tests an Blutproben durch. Das Mittel wirkte zwar, doch stimmte die Kombination noch nicht ganz. Brekken modifizierte die Arznei weiter und vergaß die Zeit dabei. Er war vollkommen in seinem Element und musste zugeben, dass er die Arbeit bis zu einem gewissen Grad sogar genoss. Trotzdem ließ er nicht außer Acht, dass die Zeit drängte und er so schnell wie möglich wieder von hier fortmusste.

Da seine Leute ihn noch nicht gefunden und befreit hatten, ging er davon aus, dass es gewichtige Gründe dafür gab. Seine Befürchtung,

dass die Kenoor die Expeditionsmitglieder getötet haben könnten, wies Pikok weit von sich und versicherte ihm, dass die Kenoor niemanden töteten, wenn es nicht sein musste und seine Leute zumindest durch sie nicht zu Schaden gekommen waren.

Brekken beschloss, das zunächst einmal zu glauben. Aber demnach musste es andere Gründe geben, weshalb man ihn noch nicht gefunden hatte – und das konnte nur bedeuten, dass sie ohne ihn zur Morax-Station gegangen waren und versuchen wollten, ohne die Betäubungsdroge in diese einzudringen. Brekken machte sich keine Illusionen über die Erfolgschancen eines solchen Versuchs. Er musste Siron Talas und die anderen schnellstmöglich wieder finden, sonst würde nicht nur der gesamte Plan scheitern, sondern auch etliche Leute unnötig sterben.

Nach zehn Stunden kräftezehrender Arbeit ohne Pause hatte er es schließlich geschafft und ein Medikament fertiggestellt, das zumindest im Reagenzglas wirkte.

»Die einzige Möglichkeit festzustellen, ob es Ihre Leute wirklich heilt«, sagte Brekken zu Pikok, »ist ein Versuch an einem der Kranken. Soweit es unter Laborbedingungen möglich war, habe ich es getestet. Aber im Körper eines Wesens wirkt jede Droge anders, als man vorher beobachten konnte.«

»Das Risiko gehen wir ein«, versicherte ihm Pikok. »Eine andere Wahl bleibt uns ohnehin nicht mehr.«

Brekken nahm eine großzügige Dosis des Medikaments und spritzte es einem der noch nicht zu schwer Erkrankten in die Muskulatur. Über seinen Medo-Scanner verfolgte er, ob es wirkte. Da der Metabolismus der Kenoor weitaus schneller arbeitete als der von J'ebeem oder Menschen, konnte er förmlich über den Scanner zusehen, wie die Medizin innerhalb von Minuten den gesamten Körper überschwemmte und den Parasiten den Garaus machte. Die Entzündungen gingen im selben Maße zurück, und der Kranke fühlte sich nach zehn Minuten deutlich besser.

Die Dankbarkeit der Kenoor kannte keine Grenzen. Sie versicherten Brekken nicht nur ihres Wohlwollens, sondern boten ihm an, ihm zu dienen, bis an sein Lebensende und ihm jeden Wunsch zu erfüllen.

»Später«, wehrte er verlegen ab. »Zunächst einmal brauchen wir noch mehr von dem Medikament. Der Vorrat, den wir jetzt haben, geben wir den Sterbenden zuerst. Die anderen halten noch eine Weile durch, bis wir genug Nachschub produziert haben. An die Arbeit!«

Drei weitere Stunden später war das Werk getan und alle erkrankten Kenoor auf dem Weg der Besserung. Brekken war erschöpft und müde, aber dennoch glücklich darüber, dass ihm die Heilung der Kenoor gelungen war. Trotzdem wollte er keine Zeit damit verlieren, sich auszuruhen und zu schlafen.

»Nun, da Ihre Leute wieder gesund sind, möchte ich mich verabschieden und so schnell wie möglich zu meinen Leuten zurückkehren«, sagte er zu Pikok, nachdem der zwischen zwei

Danksagungen endlich einmal innehielt und Brekken zu Wort kommen ließ.

Der Kenoor erstarrte, als hätte Brekken ihn paralysiert. »Aber das können Sie nicht tun!«, rief er erschrocken. Trotz des Translators war dem Trillern und Pfeifen des Wesens ein Anflug von Hysterie anzumerken. »Das können wir nicht zulassen! Wenn Sie gehen, sind wir wieder ohne Heiler, und die nächste Seuche wird uns vielleicht umbringen! Nein, nein, wir lassen Sie nicht gehen, Brekken Dabruun. Sie müssen bei uns bleiben und weiterhin Medizin für uns herstellen. Oder zumindest so lange bleiben, bis Sie einen von uns als Arzt ausgebildet haben!«

Brekken glaubte, sich verhört zu haben. »Das ist nicht Ihr Ernst!«, war er überzeugt, doch die Kenoor, die sich jetzt entschlossen zwischen ihn und den Weg nach draußen schoben, bewiesen deutlich das Gegenteil. Er stöhnte unterdrückt.

Wie lautet doch dieses eine Sprichwort der Menschen? »Bedenke wohl, worum du bittest, denn du könntest es bekommen.« *Wie wahr! Ich habe mir gewünscht, dass jemand mal meine Arbeit zu würdigen weiß, und jetzt habe ich genau das bekommen. Allerdings ein bisschen zu viel des Guten! – Und wie komme ich da jetzt wieder raus?* Dabruun verfluchte kurz den Tag, an dem er den Entschluss gefasst hatte, sich dem Temuran anzuschließen und ins Weltall zu gehen, resignierte dann aber. Solche Gedanken brachten ihn jetzt nicht weiter. Er gab sich den Anschein, das Angebot zu überdenken.

»Sie bekommen alles von uns, was Sie wollen«, versprach ihm Pikok. »Alles, was wir Ihnen geben können! Wir richten Ihnen ein Labor nach Ihren Wünschen ein, eine Wohnung nach Ihren Vorgaben, in der Sie sich wohlfühlen. Sie bekommen unser bestes Essen, und wir erfüllen Ihnen jeden Wunsch, der in unserer Macht steht.«

Außer dem, mich gehen zu lassen, dachte Brekken grimmig. *Aber ich habe andere Pläne. Also muss ich euch, so leid mir das auch tut, enttäuschen.*

»Ich bekomme ein eigenes Labor?«, vergewisserte er sich. »Eingerichtet nach meinen Wünschen?«

»Soweit wir in der Lage sind, die zu erfüllen«, versicherte Pikok noch einmal.

Dabruun nickte zufrieden. »Ich brauche auch Assistenten«, stellte er weiter seine Forderung. »Und persönliche Diener, die für mein Wohlergehen sorgen, die das Essen zubereiten und meine Wohnung säubern und dergleichen Dinge tun.«

»Wir werden Ihnen mit Freuden dienen«, versprach Pikok. »Sie bleiben also bei uns?«

Brekken zögerte, um den Kenoor nicht durch eine zu schnelle Zustimmung misstrauisch zu machen.

Wie es aussieht, werde ich wohl noch ein paar Stunden hierbleiben müssen, dachte er missmutig. *Und die beginne ich am besten mit Schlaf.* Zu Pikok sagte er: »Unter diesen Umständen: ja. Zu Hause – falls wir denn je wieder nach Hause kämen – hätte ich nie solche Möglichkeiten

bekommen. Ich bleibe gern bei Ihnen. Und bis Sie mir eine Wohnung eingerichtet haben, würde ich gern noch einen Vorrat des Medikaments herstellen. Außerdem brauche ich noch ein paar Zutaten für ein anderes Medikament, das ich selbst regelmäßig einnehmen muss, damit meine Gesundheit erhalten bleibt.«

Pikok war außer sich vor Freude. »Wir tun alles für Sie, Brekken Dabruun!«, versicherte er noch einmal. »Hilam wird Sie bei allem unterstützen. Vielen Dank!«

»Ich habe zu danken für alles, was Sie für mich tun wollen«, antwortete Brekken und wandte sich an Hilam. »Also, ich brauche …« Und er zählte die Zutaten auf, während Hilam ihm diensteifrig und höchst konzentriert zuhörte. »Und bevor Sie das alles besorgen, zeigen Sie mir bitte einen Platz, wo ich schlafen kann.«

»Aber gern! Folgen Sie mir. Ich sorge auch dafür, dass niemand Ihren Schlaf stört.«

Brekken konnte nicht verhindern, dass er sich bei der ganzen Sache höchst unwohl fühlte. Es fiel ihm schwer, die Kenoor zu täuschen und ihr Vertrauen zu verraten. Dabei hatte man ihm genau das während seiner Ausbildung zum Geheimdienstagenten beigebracht. Er war einer der Kandidaten gewesen, die chirurgisch als Mensch modifiziert werden und die Menschheit unterwandern sollten. Man hatte ihm beigebracht, Menschen zu verstehen, wie sie zu denken und zu fühlen. Und man hatte ihm beigebracht, keinerlei Skrupel zu haben, sich jemanden zum Freund zu machen und ihn hinterher trotzdem zu verraten oder sogar zu töten.

Und genau da habe ich versagt, erinnerte er sich. *Nachdem ich das Wesen der Menschen kennengelernt hatte, konnte ich sie nicht mehr verraten und wurde aus dem Infiltrationsprogramm ausgemustert. Ich muss nur aufpassen, dass mir das jetzt nicht auch mit den Kenoor passiert.*

Aber diese Gefahr war relativ gering, denn es gab Dinge, die für ihn erheblich schwerer wogen als das Vertrauen der Kenoor. Die Expeditionscrew brauchte ihn und seine Fähigkeiten, von denen wahrscheinlich nicht nur das erfolgreiche Eindringen in die Station der Morax abhing. Ohne sich selbst zu schmeicheln, war er sich doch bewusst, dass er ein wichtiger stabilisierender Faktor für Siron Talas' derzeitige seelische Verfassung war. Von *dessen* Verfassung wiederum hing die Moral der restlichen J'ebeem-Crew ab. Die wiederum wirkte sich indirekt auch auf die der anderen beiden Crews aus.

Und ein bisschen vom nicht zu unterschätzenden Stolz der Söhne Ebeems auf ihr Volk spielte in die ganze Sache auch noch hinein.

Außerdem hatten die Kenoor ihn entführt. Und das nahm er ihnen bei allem Verständnis für ihre Situation immer noch übel. So hielten sich seine Skrupel ihnen gegenüber in vertretbaren Grenzen, als er sich in einem Raum schlafen legte, den Hilam ihm zuwies.

*

Als die Expedition die Station der Morax erreichte, wurde sie zwar entgegen ihrer Befürchtung noch nicht von ihnen erwartet. Doch es stellte sich schnell heraus, ein Eindringen ohne Brekken Dabruuns Betäubungsdroge würde schwierig werden.

Die Station lag wie diejenige, in der man sie in den ersten Tagen gefangen gehalten hatte, auf einem Hochplateau, das dem anderen so sehr ähnelte, dass kein Zweifel daran bestand, dass diese Plateaus von Anfang an als Standorte für die Wachstationen geschaffen worden waren. Sie waren offensichtlich darauf ausgerichtet, unerwünschte »Gäste« schon von Weitem sehen und entsprechende Gegenmaßnahmen ergreifen zu können. Zwischen dem Rand des Plateaus und der Außenwand der Station gab es keine noch so winzige Deckung, wie die Späher erkannten, die als Vorhut geschickt worden waren. Mit Hilfe der Antigrav-Packs flogen sie gerade so weit über den Rand, dass sie darüber hinwegblicken konnten, ohne selbst gesehen zu werden. In dieser Höhe umkreisten sie das gesamte Plateau und kamen überall zu demselben Ergebnis. Sobald sie sich auch nur einen Schritt auf das Plateau begaben, würden sie entdeckt werden.

»Wir können außerdem davon ausgehen, dass das ganze Plateau mit Kameras überwacht wird«, sagte Kandor Mertan, der Sicherheitschef der J'ebeem, als er und seine Mitstreiter Telford und Rakon-Lal ihren Kommandanten Bericht erstatteten. »Und dass die bei Dunkelheit auf Infrarotsicht geschaltet sind, versteht sich von selbst.«

»Aber wir haben einen Plan«, ergänzte Rakon-Lal. Er deutete auf Corporal Telford, der bestätigend nickte.

»Den haben wir in der Tat«, bestätigte der hünenhafte Marine, »auch wenn der nicht sehr Erfolg versprechend ist. Wir Marines sind die einzigen unter uns mit schwerer Panzerung. Und nach unseren Erfahrungen können die Geschosse der Barar-Morax die zumindest nicht durchdringen. Das heißt, wir sind besser geschützt als der Rest. Bei den Monoklingen sieht das zwar etwas anders aus, aber darauf können wir in diesem Falle nicht unbedingt Rücksicht nehmen. Wir bilden die Vorhut und stürmen den Eingang der Station. Der Rest folgt, sobald wir drinnen sind.«

»Das klingt in der Tat nicht besonders Erfolg versprechend«, meinte Dana düster. »Aber es ist wohl die einzige Option, die wir haben. Die Frage ist nur, ob Sie überhaupt bis zum Eingang kommen, bevor man Sie abschießt oder zerstückelt.«

»Das käme auf einen Versuch an. Außerdem wollen wir einen Lockvogel vorausschicken, der die Morax dazu bringen soll, herauszukommen und so die Tür für uns zu öffnen.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass das wirkt«, zweifelte auch Mirrin-Tal. »Können Sie mit Ihren Thermostrahlern nicht in eine der Wände ein Loch brennen, durch das wir eindringen können?«

»Nein, jedenfalls nicht in der Kürze der Zeit, die uns bleibt, bis die Morax angestürmt kommen, um uns daran zu hindern. Und wir wissen nicht, wie viele von ihnen sich in der Station befinden.«

Der Plan barg etliche Risiken, doch ohne die Betäubungsdroge hatten sie gar keine andere Wahl.

»Wir müssen in die Station, egal wie«, entschied Dana. »Sie ist unsere einzige Option herauszufinden, wo sich unsere Schiffe befinden.« Mirrin-Tal und Siron stimmten ihr zu. »Also, Telford, bereiten Sie und Ihre Leute sich auf den Angriff vor.«

Wenige Minuten später waren alle bereit. Telford selbst übernahm die Rolle des Lockvogels. Er brachte sich mit Hilfe des Antigrav-Packs hoch genug an den Rand des Plateaus, dass es von der Station aus betrachtet aussehen musste, als wäre er aus eigener Kraft hinaufgeklettert. Er war sich sicher, dass die Morax ihn sofort entdeckt hatten, doch es geschah zu seiner Verwunderung nichts. Telford winkte den Beobachtern im Inneren zu, obwohl er sie nicht sehen konnte, um auf diese Weise ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Als das ebenfalls keine Reaktion brachte, hob er ein paar Steine auf und warf sie so stark er nur konnte gegen die Wände der Station.

Diesmal musste er nicht allzu lange warten. Keine zwei Minuten, nachdem der erste Stein gegen die Station gedonnert war, öffnete sich die Eingangstür, und ein Trupp von drei Morax stürmte brüllend heraus, Kampfäxte in den Händen. Telford schoss auf den Vordersten, der von dem Thermostrahl voll in die Brust getroffen wurde. Doch der Marine hatte bereits seine Erfahrungen mit der Wirkung von Waffen auf Morax. Diese überaus robusten Wesen waren noch in der Lage, mehrere Minuten zu kämpfen, nachdem sie zum Beispiel von Gauss-Projektilen getroffen waren und eigentlich längst hätten tot umfallen müssen. Deshalb ging er kein Risiko ein und feuerte so lange auf den Morax, bis der vornüber kippte und sich nicht mehr rührte.

Kaum hatte Telford den ersten Schuss abgegeben, stürmten die übrigen Marines gefolgt von dem Rest der Gruppe, die sich per Antigrav schwebend bereit gehalten hatten, auf das Plateau. Die beiden anderen Morax starben ebenso wie ihr Kamerad.

Doch jetzt hatten die Barar in der Station begriffen, dass ihnen von den Angreifern ernsthafte Gefahr drohen könnte und schickten ihrerseits eine Kampftruppe nach draußen. Es dauerte keine Minute, da tobte auf dem Plateau vor der Station ein Kampf, zum Teil Mann gegen Mann, zum Teil durch Geschosssalven aus der Ferne.

Die Expeditionsmitglieder versuchten, die direkten Konfrontationen den Marines zu überlassen, die durch ihre schwere Panzerung wenigstens halbwegs geschützt waren. Statt sich ins Getümmel zu stürzen, benutzten sie ihre archaischen Waffen und griffen die Morax mit Speeren, Steinschleudern, Bumerangs und Pfeilen an, wobei sie versuchten, die ungeschützten Augen zu treffen, da alles andere wegen der panzerartigen Schutzkleidung der Morax-Krieger wenig Sinn hatte.

Einer tat sich dabei besonders hervor: Siron Talas. Er achtete nicht auf seine eigene Sicherheit, sondern schleuderte einen Speer nach dem anderen auf die verhassten Feinde. Und wenn Siron Talas aus dem Hohen Haus Haskano mit einer archaischen Waffe umzugehen

verstand, so war es der Kampfspeer. Die adligen J'ebeem veranstalteten regelmäßig zu ihrem Vergnügen Drachenkampf-Turniere, bei denen jeweils zwei J'ebeem auf ihren drachenartigen Kampfechsen gegen einander antraten und sich mit kurzen Speeren oder langen Lanzen aus den Sätteln zu werfen versuchten. Obwohl die Turnierwaffen in der Regel keine scharfen Spitzen besaßen, so verging kein Turnier ohne mittelschwere bis schwere Verletzungen von Tieren und Reitern und oft genug einem oder mehreren Toten.

Die Morax waren zwar ausgezeichnete Kämpfer und reaktionsschneller, als ihr plumpes Äußeres es vermuten ließ. Doch die J'ebeem besaßen aufgrund einer biologischen Besonderheit derart schnelle Reflexe, dass kein Morax mit ihnen mithalten konnte. Wenn es einem von ihnen gelang, Sirons ersten Wurfspeer abzuwehren, traf ihn schon der zweite zielsicher ins Auge, bevor er überhaupt bemerkte, dass er geflogen kam.

Siron sah endlich das lang ersehnte Moraxblut und sah seine Gegner fallen. Jeden Wurf begleitete er in Gedanken mit einer Widmung: *Der ist für Taila! Und* der *ist für meinen Cousin Merlik und seine Frau! Und* dieser *ist für alle anderen J'ebeem, die ihr ermordet habt!*

Als er schon keinen Speer mehr hatte, riss er dem nächstbesten J'ebeem, der in seiner Reichweite stand, einen aus der Hand und schleuderte den.

Doch es war abzusehen, dass sie den Kampf nicht gewinnen konnten. Die Morax mobilisierten offensichtlich die gesamte Besatzung ihrer Station, und die drei Crews wurden immer weiter zurückgedrängt. Es gab erste Verluste, denen rasch weitere folgten.

»Rückzug!«, ordnete Dana über ihr Headset an, und nicht nur ihre eigene Crew folgte der Aufforderung. Auch die Kridan und J'ebeem flohen, noch ehe der Befehl von Mirrin-Tal und Bergon Sin wiederholt wurde.

Sie flüchteten über den Rand des Plateaus auf die Ebene darunter und machten erst halt, als sie sich sicher waren, dass die Morax ihnen nicht folgten. Hinter einer Felsgruppe schlugen sie ein provisorisches Lager auf, wo sie gegen die Sicht vom Plateau aus geschützt waren und zählten ihre Verluste. Es gab etliche Verletzte, und sie hatten sechs Menschen, fünf J'ebeem und neun Kridan verloren.

Die Kommandanten und ihre Stellvertreter setzten sich zusammen, um zu beratschlagen.

»Und nun?«, fragte Mirrin-Tal, und es klang selbst durch den Translator grimmig und deprimiert zugleich.

»Ich glaube nicht, dass wir es schaffen, ohne die Betäubungsdroge in die Station einzudringen«, stellte Bergon Sin fest. »Die Morax dort sind jetzt gewarnt. Ich bin mir nicht einmal mehr sicher, dass wir jetzt noch *mit* der Droge eine Chance hätten. Die Stationsbesatzung wird sicher nicht wieder so dumm sein, sich von uns herauslocken zu lassen. Selbst falls sie nicht über Außenwaffen verfügen, mit denen sie uns abschießen könnten, sobald wir uns blicken lassen, sehe ich keine

Möglichkeit.«
»Was also schlagen Sie vor?«, fragte Dana.
»Wir suchen Dr. Dabruun«, antwortete Siron an Sins Stelle und wirkte sehr viel lebendiger als in den vergangenen Tagen seit dem Tod seiner Frau. Es sah ganz so aus, als hätte das Töten einiger Morax ihm zumindest einen Teil seiner Lebensgeister zurückgegeben. »Falls wir ihn und damit auch den Vorrat der Betäubungsdroge nicht finden, kehren wir zu den Snioranku zurück, erbitten noch einmal ihre Gastfreundschaft und Hilfe und stellen einen neuen Drogenvorrat her. Ich nehme doch an, dass diejenigen, die Dr. Dabruun bei der Herstellung assistiert haben, in der Lage sein werden, sie auch ohne ihn zu reproduzieren. Danach suchen wir uns eine andere Morax-Station, die vielleicht etwas kleiner ist als diese hier und versuchen dort unser Glück, denn ich stimme Ihnen zu, Sin, dass die Besatzung *dieser* Station jetzt zu wachsam sein dürfte, als dass wir hier eine Chance hätten.«
Das klang vernünftig, und niemand hatte Einwände.
»Aber zuerst kümmern wir uns um unsere Verwundeten«, entschied Dana. »Und uns anderen tut ein bisschen Ruhe nach der Aufregung auch ganz gut.«

*

Brekken erwachte relativ ausgeruht. Ein Blick auf seine Uhr zeigte ihm, dass er sieben Stunden geschlafen hatte. Es war höchste Zeit aufzustehen und seinen Plan in die Tat umzusetzen. Neben seinem Lager fand er Wasser und Nahrung, die wahrscheinlich Hilam dorthin gestellt hatte, während er schlief. Nachdem ein kurzer Scan des Essens ihm gezeigt hatte, dass es für ihn gut verträglich war, stärkte er sich erst einmal und verließ anschließend den Raum.
Wie er fast erwartet hatte, fand er Hilam wartend davor, der ihm sofort die freudige Botschaft mitteilte: »Sie sind alle wieder gesund, Brekken Dabruun! Alle Kranken sind wieder gesund! Wir haben keinen einzigen mehr verloren, seit sie das Medikament bekommen haben. Dies ist ein glücklicher Tag für uns alle.«
»Freut mich«, antwortete Brekken kurz.
»Wir feiern nachher ein Fest Ihnen zu Ehren«, fuhr Hilam fort. »Haben Sie dafür besondere Wünsche?«
»Nein, aber ich muss vorher noch meine Medizin herstellen, die ich in regelmäßigen Abständen einnehmen muss. Wo findet das Fest denn statt?«
»In der großen Halle, wo wir alle unsere Versammlungen abhalten. Wir sind schon mit den Vorbereitungen beschäftigt.«
»Ich freue mich schon darauf«, log Brekken. »Wie viele Kenoor leben eigentlich hier? Auf Ihren *Suninu* transportieren Sie, soweit mir bekannt ist, Millionen.«
Hilams Stimmung verdüsterte sich, falls Brekken seine

Körpersprache richtig interpretierte. »Wir sind nur 362«, sagte er leise. »Die Wartungscrews sind selten größer. Und wir haben noch keine Nachkommen gezeugt, weil dafür die Zeit noch nicht reif ist.«

Brekken interessierte weder die richtige Zeit dafür noch wie die Fortpflanzung bei den Kenoor funktionierte. 362 von ihnen war eine überschaubare Zahl. Um sie alle zu betäuben, brauchte er keine allzu große Menge von dem, was er zu diesem Zweck herzustellen gedachte. Im Geiste rechnete er sich aus, was er brauchte, während Hilam ihn ins Labor begleitete. Brekken hoffte nur, dass der Kenoor nicht anhand der Zutaten für »seine Medizin« erkannte, was er wirklich vorhatte.

Doch Hilam, falls er wusste, dass der Stoff, den Brekken zusammenmixte, ein Gas freisetzte, das alle Kenoor in Sekundenschnelle betäubte, kam gar nicht auf den Gedanken, dass das der einzige Zweck des Mittels sein sollte. Er vertraute dem Retter der Kenoor glücklicherweise vollkommen.

Schließlich schickte er Hilam mit einem Auftrag aus dem Labor. Als der Kenoor den Raum verlassen hatte, füllte Brekken die Zutaten für das Betäubungsmittel in einen dünnwandigen Behälter, nachdem er sich vergewissert hatte, dass das Material, aus dem er bestand, einem sich aufbauenden Innendruck nicht allzu lange würde standhalten können. Doch bis es soweit war, dass sich genug Gas darin gesammelt haben würde, um den Behälter zum Platzen zu bringen, würde die Party in vollem Gange sein.

Hilam kehrte zurück, und Brekken erklärte seine Arbeit für beendet. Er ließ sich von dem Kenoor zu der großen Halle führen, in der die Festvorbereitungen fast abgeschlossen waren. Immer mehr Kenoor versammelten sich hier. Brekken wurde auf einen Ehrenplatz gesetzt, und er stellte den Behälter mit dem Betäubungsmittel ganz offen auf einen Seitentisch. Das sich darin entwickelnde Gas war unsichtbar, und so würden die Kenoor nichts von der sich anbahnenden Katastrophe bemerken, bis es zu spät war.

Pikok dankte Brekken noch einmal aufrichtig für seine Hilfe und seine Bereitschaft, künftig bei den Kenoor zu leben und ihr Arzt zu sein. Die übrigen Kenoor schlossen sich dem an und feierten anschließend ihre Heilung. Feste schienen bei den meisten Völkern, egal woher sie stammten, alle ähnlich abzulaufen: Es wurde gut gegessen, gut getrunken, sich unterhalten und musiziert. Die Musik der Kenoor war allerdings für j'ebeemische Ohren eine Qual. Sie wurde mit einem Brekken unbekannten Instrument erzeugt, klang vollkommen disharmonisch und bestand aus überwiegend schrillen, kreischenden Tönen, die ihm einen Schauer nach dem anderen über die Haut jagten und ihm in den Ohren schmerzten.

Doch er musste sie nicht lange aushalten. Mit einem lauten Knall barst das Gefäß mit dem Betäubungsmittel, und er warf sich reflexartig zu Boden und hielt die Luft an. Zwar war das Gas für ihn weder giftig noch tödlich, aber es verursachte eine starke Reizung seiner Lungen, und das wollte er nach Möglichkeit vermeiden.

Für einen Moment waren alle Kenoor von dem Schreck des Knalls erstarrt, dann begannen in der unmittelbaren Nähe des Tisches die ersten der Reihe nach umzufallen. Das Gas breitete sich unglaublich schnell aus. Ehe die anderen begriffen, was passierte, hatte es auch den hintersten Winkel der Halle erreicht und den letzten Kenoor ins Land der Träume geschickt.

Brekken verlor keine Zeit. Er sprang auf, rannte zurück ins Labor, wo er seine Ausrüstung zurückgelassen hatte, schnappte sie und suchte mit Hilfe seines Scanners den Weg nach draußen. Zehn Minuten später erreichte er unbehelligt die Oberfläche und atmete wieder frische Luft. Ohne zu zögern schaltete er sein Antigrav-Pack ein und machte sich auf den Weg zur Morax-Station.

*

Shesha'a blickte auf die Anzeigen auf dem Hauptbildschirm, die die Ergebnisse des siebzehnten Scans des Hohlplaneten darstellten. Sie unterschieden sich in nichts von den vorherigen sechzehn Scans, was allerdings auch niemand mehr erwartet hatte.

Seit der Verschleppung der Crews waren nach Expeditionszeit – das Zeitmaß, auf das sich alle sechs teilnehmenden Crews für die Dauer der Expedition geeinigt hatten – dreißig Tage vergangen. Es war höchst unwahrscheinlich, dass die Shisheni etwas Neues entdecken konnten, und wenn sie den Planeten noch so oft scannten. Ebenso unwahrscheinlich war es auch, dass es den Vermissten gelang, sich in absehbarer Zeit aus eigener Kraft aus dem Planeten zu befreien.

Falls sie überhaupt noch lebten. Zwar standen die Chancen dafür nicht schlecht, da die Morax immer Arbeitskräfte benötigten. Doch je nachdem, *wo* in dem Planeten man sie gefangen hielt und arbeiten ließ, war es ihnen vielleicht überhaupt nicht möglich zu fliehen.

Und die WEITE REISE konnte nicht ewig in diesem provisorischen Versteck bleiben. Die Morax waren bereits auf das merkwürdige Material aufmerksam geworden, das in relativ kleiner Menge auf der Oberfläche des Asteroiden lag. In den vergangenen Tagen waren zweimal Schiffe gekommen, die versucht hatten, die Emuyili-Schutzfolien zu scannen. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis sie eine Expedition schickten, um das ihnen fremde Material näher zu untersuchen.

Shesha'a war sich bewusst, dass sie ihr Schiff und ihre Crew diesem Risiko und vor allem den damit verbundenen Folgen nicht aussetzen durfte. Die Logik diktierte, dass sie sich zurückzogen und die Vermissten ihrem ungewissen Schicksal überließen. Nach shishenischer Auffassung war jeder von ihnen ersetzbar und rechtfertigte nur ein relativ beschränktes Maß an Rettungseinsatz in einem Fall wie diesem. Und dieses Maß hatte Shesha'a jetzt weit überzogen.

Bei allen vielleicht involvierten persönlichen Gefühlen eines oder mehrerer Shisheni hatte doch immer das Wohl der Allgemeinheit

Vorrang vor allem. Das bedeutete auch, dass einer oder einige Wenige geopfert wurden beziehungsweise sich selbst opferten, wenn es dem Wohl des Volkes oder einer größeren Gruppe diente. Bisher hatte Shesha'a mit dieser Einstellung nicht die geringsten Probleme gehabt.

Aber hier ging es um Dana Frost, und die besaß für Shesha'a emotional einen größeren Stellenwert als alles andere im Universum.

Ich denke weder effizient noch logisch, schalt sie sich. *Und ich weiß ganz genau, dass ich das Wohl meiner Leute nicht über meine Gefühle für Dana stellen darf. Aber ich wünschte, mir bliebe eine andere vertretbare Möglichkeit als das, was ich jetzt tun muss.*

Im Grunde genommen war sie sich sicher, dass Dana überhaupt nicht damit rechnete, dass die WEITE REISE noch vor Ort sein und auf ein Zeichen von ihr und ihren Leuten warten könnte. Und die Möglichkeiten der Shisheni waren bis zum Letzten ausgeschöpft. Shesha'a blieb nur noch eine einzige Option. Und sie konnte damit nur noch warten, bis in wenigen Stunden der letzte Scan vollständig abgeschlossen sein würde.

Sie betätigte den Interkom. »Sessu'u«, rief sie den Versorgungsoffizier, »die diensthabende Wartungscrew soll sich bereithalten, in 3,45 Stunden die Schutzfolien um die WEITE REISE einzusammeln«, ordnete sie an. »Simsash«, wandte sie sich danach an den Navigator, »sobald Sessu'u meldet, dass alle Folien wieder an Bord sind, starten wir und fliegen zurück nach Hause. – Kashu'u«, teilte sie dem Taktikoffizier mit, »beim Start alle Waffensysteme in Bereitschaft. – Tipyusha'a, Scanner auf maximale Reichweite, sobald wir starten.«

Shesha'as Befehle wurden knapp bestätigt. Es kamen keine Kommentare zu der Tatsache, dass dies wohl Shesha'as bisher schwerste Entscheidung als Raumschiff-Kommandantin gewesen war. Sie alle wussten, was Dana Frost für sie bedeutete, und jeder von ihnen hatte Verständnis dafür, dass sie ihre menschliche Schwester nur höchst ungern verlassen wollte. Doch ein einziges Schiff hatte keinerlei Chancen gegen die Morax-Flotte, die im System patrouillierte. Die Vermissten mussten allein zurechtkommen.

Und Shesha'a betete stumm zu allen Göttern, dass sie Dana und die anderen beschützen mochten.

*

»Achtung! Wir bekommen Besuch!«

Telfords Warnung versetzte das ganze Lager augenblicklich in Verteidigungsbereitschaft. Doch gleich darauf gab er Entwarnung. »Es hat zwei Arme, zwei Beine, ist humanoid und fliegt durch die Luft«, witzelte er. »Wahrscheinlich hat es sogar rote Haut. Was kann das wohl sein?«

»Ein hoffentlich schmerzlich vermisster j'ebeemischer Arzt«, antwortete Brekken über den Headset-Kanal, der alle Mitglieder der

drei Crews miteinander verband. Gleich darauf landete Brekken in ihrer Mitte und erstattete Siron Talas kurz Bericht. »Haben Sie schon versucht, in die Station einzudringen?«, fragte er anschließend.

»Ja, aber ohne Erfolg. Dafür aber mit insgesamt zwanzig Toten und einigen Verletzten«, antwortete Siron knapp. »Sie haben die Droge noch?«

»Allerdings«, bestätigte Brekken. »Das Problem ist nur, wie wir sie in die Station hinein bekommen. Die Morax dürften jetzt gewarnt und besonders wachsam sein.«

»Ich käme ungesehen hinein«, meldete sich eine leise Stimme. »Mit den Behältern.« Sikona trat vor. »Ich könnte auch die Tür von außen öffnen, falls deren Öffnungsmechanismus sich nicht von dem unterscheidet, den die Morax auf Rhuka im *Algorai* haben.«

»Und wie wollen Sie …«, begann Siron, doch im selben Moment fiel ihm die Antwort schon selbst ein, noch bevor Sikona vor seinen Augen einfach *verschwand*.

»Erinnern Sie sich an das Geheimnis unserer Priesterschaft?«, fragte ihre Stimme aus dem Nichts vor ihm. »Wir können uns unserer Umgebung in Struktur und Temperatur so anpassen, dass wir nicht einmal von Scannern oder im Infrarotbereich wahrgenommen werden können.« Sie wurde wieder sichtbar. »Ich kann meinen Körper auch so umformen, dass ich die Droge in einer Art Hautfalte transportieren könnte, dass sie ebenfalls unsichtbar ist. Wäre das eine akzeptable Lösung?«

Brekken seufzte bewundernd. »Sikona, ich beneide Sie und Ihr Volk um diese Fähigkeit.« Er wurde wieder ernst. »Trotzdem ist das Ganze nicht ungefährlich. Sind Sie sich sicher, dass Sie das wirklich tun wollen?«

»Ja«, antwortete die Rhukapai fest. »Ich will ebenfalls hier wieder raus. Ich habe mich Ihnen nicht angeschlossen, um den Rest meines Lebens in dieser künstlichen Welt gefangen zu sein. Verlassen Sie sich auf mich.«

Brekken händigte ihr die Drogenbehälter aus. »Wenn Sie in der Station sind, müssen Sie in jedem Raum einen dieser Behälter öffnen. Die Droge wirkt innerhalb von Sekunden, sobald sie sich in der Luft verteilt hat. Und ihre Wirkung dürfte ungefähr … mindestens eine halbe Stunde anhalten, ich glaube aber länger.« Er sah die Rhukapai eindringlich an. »Sikona, ich weiß nicht, welche Wirkung diese Droge auf Sie haben wird. Wir haben leider keinen Schutzanzug, in den wir Sie stecken könnten. Haben Sie eine Möglichkeit, längere Zeit nicht zu atmen?«

»Ja, die habe ich. Aber ich muss zugeben, dass ich noch nie versucht habe herauszufinden, wie lange ich ohne Atemluft auskommen kann. Doch es wird schon gehen. Sobald ich in jedem Raum der Station einen Behälter geöffnet habe, komme ich sofort wieder heraus.«

»Und Sie dürfen auch nicht mit der flüssigen Droge selbst in Berührung kommen«, warnte Brekken. »Möglicherweise nehmen auch

Sie die über die Haut auf.«

»Ich werde vorsichtig sein«, versprach Sikona. Sie nahm die Behälter an sich und verbarg sie sicher in einer Hautfalte ihres Körpers.

»Und was ist mit uns?«, verlangte Dana zu wissen. »Welche Wirkung hat die Droge auf uns?«

»Eine ähnliche wie auf die Morax«, antwortete Brekken grinsend. »Deshalb empfehle ich, dass wir alle die Helmvisiere unserer Kampfanzüge schließen, bevor wir in die Station eindringen und sie nicht öffnen, ehe wir wieder draußen sind.«

Sikona war mit ihren Vorbereitungen fertig. »Sobald ich in der Station bin und begonnen habe, die Droge freizusetzen, sollten Sie mir sofort folgen«, schlug sie vor. »Schließlich ist jeder Augenblick kostbar.«

»Wo Sie recht haben, haben Sie recht«, stimmte Dana ihr zu. »Viel Glück, Sikona. Und vielen Dank! – Corporal Telford, bringen Sie Sikona auf das Plateau hoch. Wir anderen halten uns bereit.«

»Aye, Ma'am.«

Telford hob Sikona hoch, aktivierte seinen Antigrav und flog mit ihr bis unmittelbar unter den Rand des Plateaus und schob sie über die Kante. Für die Augen und Überwachungskameras der Morax unsichtbar, lief Sikona auf die Station zu, direkt zur Tür. Sie stellte fest, dass sich deren Außenschott tatsächlich auf ähnliche Weise öffnen ließ wie das im *Algorai*. Offensichtlich waren sich die Morax derart sicher, dass alle im Zentrum Gefangenen ihrem Befehl gehorchten, sich von den »Verbotenen Zonen« fernzuhalten, dass sie darauf verzichteten, sie von außen durch eine Spezialverriegelung oder einen speziellen Code zu sichern. Sikona hatte jedenfalls keine Mühe, die Tür zu öffnen.

Kaum drinnen, verschwendete sie keinen Gedanken daran, ob die Morax sich wunderten, dass die Tür sich scheinbar von selbst geöffnet hatte, sondern eilte von Raum zu Raum und öffnete einen Drogenbehälter nach dem anderen.

Die Wirkung war erschreckend. Die Morax gerieten, wie Brekken vorausgesagt hatte, innerhalb weniger Sekunden nach Einatmen der Dämpfe in einen Rauschzustand. Sie begannen unartikuliert zu brüllen und groteske Bewegungen zu machen. Wenig später taumelten sie umher, als wären sie blind und schienen völlig die Orientierung verloren zu haben. Für Sikona war das ein Ansporn, ihr Werk noch schneller zu erledigen, bevor einer von ihnen sie versehentlich über den Haufen rannte und allein durch die schiere Masse seines Gewichts erdrückte.

Sie erreichte ungesehen die Zentrale der Station und öffnete den nächsten Drogenbehälter. Die Morax, die beim Aufgleiten der Tür aufgesehen hatten und sich wunderten, dass niemand davor stand, der sie geöffnet hatte, verfielen beinahe sofort in denselben Wahnsinn wie ihre Kameraden. Sikona war gezwungen, einem von ihnen auszuweichen. Dadurch geriet sie unmittelbar vor die Funkstation, über die gerade eine Meldung einlief. Zwar kannte Sikona die Sprache der Morax nicht, wohl aber deren Schrift. Da die Botschaft zudem auch

noch schriftlich auf dem Bildschirm wiederholt wurde, konnte Sikona sie lesen.

Es war eine Antwort von einer anderen Station, die bestätigte, dass die angeforderte Unterstützung gegen die Aufständischen bereits unterwegs sei und in kurzer Zeit eintreffen würde.

Sie musste sich also beeilen, ihre Aufgabe zu beenden und die anderen zu warnen. Sie verzichtete auf alle Vorsicht und rannte, so schnell sie konnte in die noch verbliebenen Räume, um die Droge dort freizusetzen. Danach hastete sie nach draußen, wo die Marines, Dana Frost, Siron Talas und Professor MacShane sich gerade anschickten, die Station zu betreten.

»Auftrag ausgeführt«, teilte sie ihnen mit und benutzte stolz die Art der militärischen Meldung, die sie den Marines abgeschaut hatte. »Aber die Morax haben Verstärkung von anderen Stationen angefordert. Ich habe eine Meldung gelesen, dass die unterwegs ist und bald eintreffen wird. Wir haben also nicht mehr viel Zeit. Ich führe Sie zur Zentrale. Folgen Sie mir.«

Sie wartete eine Bestätigung nicht ab, sondern wandte sich um und hastete wieder in die Station hinein, nachdem sie mit einigen tiefen Atemzügen ihren Luftvorrat in den Lungen aufgefüllt hatte. Die anderen folgten ihr. Dana, Talas und die anderen sahen sich schaudernd um.

Falls die brüllenden überall herumtaumelnden Morax sie wahrnahmen, waren sie doch nicht in der Lage, sie aufzuhalten. Einige von ihnen wankten auf sie zu und griffen ins Leere an Stellen, an denen die Eindringlinge sich längst nicht mehr befanden. Möglicherweise hielten sie sie auch für eine Halluzination.

Sie erreichten unangefochten die Zentrale, in der ebenfalls Morax orientierungslos hin und her stolperten, groteske Pirouetten um ihre eigenen Achsen drehten, über nicht existenten Hindernissen zu Fall kamen und dabei unartikuliert brüllten.

MacShane kümmerte sich nicht um sie, sondern verließ sich darauf, dass die Marines sie ihm vom Leib halten würden, während er sich über das Hauptterminal hermachte und versuchte, die Informationen daraus zu bekommen, die sie alle so dringend brauchten.

Siron Talas hatte ein Bündel von Kampfspeeren mitgebracht und benutzte sie jetzt rücksichtslos dazu, jeden Morax abzuschlachten, der das Pech hatte, in seine Reichweite zu geraten. Da die, von der Droge betäubt, gar nicht mitbekamen, was um sie herum geschah, ähnelte die Tat auf höchst unangenehme Weise dem Abschlachten wehrloser Tiere.

»Kommandant Talas«, versuchte Dana ihn davon abzubringen. Doch er warf ihr nur einen wahrhaft mörderischen Blick zu, der sie in diesem Moment an seinem Verstand zweifeln ließ und der klar ausdrückte, dass sie sein nächstes Opfer wäre, sollte sie versuchen, sich ihm in den Weg zu stellen.

Dana zögerte, doch als Siron seinen Blick nicht senkte, trat sie schließlich zurück. Es hatte wohl keinen Zweck, sich ihm in den Weg

zu stellen. Siron Talas ganzes Gebaren ließ keine Zweifel daran, dass er Dana getötet hätte und dass ihn nichts davon abhalten konnte, die Morax abzuschlachten.

Und Dana Frost konnte ihn nur zu gut verstehen.

Verdammt, es ist nicht richtig, was er da tut, dachte sie mit einem leisen Anflug von Abscheu. *Aber ich kann seine Gefühle nur zu gut nachvollziehen!*

Sie widmete sich wieder ihrem wichtigen Anliegen und versuchte, so gut es ging, Talas' irrationales Verhalten aus ihren Gedanken auszublenden.

»Schneller, Mac«, trieb sie den Kryptologen zur Eile an. »Jeden Moment kann die Morax-Verstärkung hier auftauchen.«

»Ich arbeite so schnell ich kann, Dana«, versicherte er ihr ruhig. »Aber sehen Sie mal dort drüben das Pult. Ist es das, was ich vermute, dass es ist?«

Dana folgte seinem ausgestreckten Finger. »Ein Bergstromsender!«

Sie rannte hinüber, orientierte sich kurz auf der Schaltfläche und aktivierte sie. Wieder einmal erwies es sich als Vorteil, dass sie bei den Morax einen Teil ihrer Schriftsprache hatte erlernen können. Sie fand die Frequenzwahltaste und stellte den Sender – hoffentlich – auf die Frequenz ein, die die Expeditionsschiffe untereinander benutzt hatten. Zwar hatte sie keine große Hoffnung, dass die WEITE REISE oder die FLAMMENZUNGE noch irgendwo in Reichweite waren, aber sie wollte nichts unversucht lassen.

»Captain Frost an Expeditionsschiffe! WEITE REISE, FLAMMENZUNGE, empfangen Sie mich?«

Sie wiederholte den Spruch dreimal, erhielt aber wie erwartet keine Antwort. Es wäre ja auch zu schön gewesen, um wahr zu sein. Abgesehen davon, hätten ihnen die beiden Schiffe sowieso nicht helfen können.

»Ich hab's!«, rief Mac begeistert aus, und Dana trat zu ihm. Er hatte auf dem Bildschirm seines Terminals eine Standortkarte aufgerufen, die den Hohlplaneten in einem animierten 3-D-Querschnitt zeigte. Die Station, in der sie sich befanden, war als hellblauer blinkender Punkt auf einer Ebene markiert, die vier »Stockwerke« über dem Kernbereich des Planeten lag. Es gab insgesamt 22 Ebenen einschließlich der Kernebene und der Oberfläche.

Dana übertrug die Daten in ihren Handspeicher, während MacShane auf den Speicherelementen nach Hinweisen suchte, wo sich die STERNENFAUST und vielleicht auch die anderen beiden Schiffe befanden.

»Ich denke, ich habe sie gefunden«, sagte er schließlich. »Zumindest werden hier auf dieser Vergrößerung der ersten Ebene unmittelbar unter der Oberfläche Hangars angezeigt. In den meisten von ihnen sind laut Belegungsplan Morax-Shuttles untergebracht. Aber der hier« – er deutete auf einen Hangar – »ist unter anderem mit drei Schiffen anscheinend dem Computer fremder Bauart belegt und liegt etwa da,

wo wir gelandet sind. Sieht so aus, als müssten wir dorthin.«

Dana übertrug auch diese Datei in ihren Handspeicher. »Das heißt aber, dass wir siebzehn Ebenen nach oben klettern müssen, um dorthin zu gelangen …«

»Erstmal müssen Sie und die anderen sofort dort raus, Captain Forst«, meldete sich Mirrin-Tal, der vor der Station mit den anderen ihren Rücken deckte. »Die Verstärkung der Morax ist im Anmarsch.«

»Wir kommen«, antwortete Dana. »Ich denke, wir haben was wir brauchen. – Kommandant Talas!«

Siron hatte gerade dem letzten lebenden Morax im Raum einen Speer durch eins seiner Augen ins Gehirn getrieben.

Inzwischen war er von oben bis unten mit Moraxblut besudelt. Es rann über seine Hände, hatte großflächig seine Uniform beschmutzt und klebte auch in seinen Haaren und im Gesicht. Er bot einen furchterregenden Anblick.

Jetzt tat er einen tiefen Atemzug und antwortete: »Ich komme.«

Dana war von der Ruhe in seiner Stimme entsetzt.

*

Im selben Moment gab der Funkempfänger Laut. »Dana? Bist du das? Dana, wir hören dich!«, rief eine vertraute Stimme aus dem Mikrofon. Trotz des Rauschens erkannte Dana Frost sie sofort – Shesha'a! »Wo seid ihr? Was können wir tun, um euch zu helfen?«

Dana eilte ans Funkgerät. »Shesha'a, wir befinden uns siebzehn Ebenen unter der Oberfläche des Planeten und haben gerade unsere Schiffe lokalisiert. Ich sende dir die Daten mit diesem Datenstrom. Wir werden versuchen, uns zu den Schiffen durchzuschlagen. Aber wir wissen nicht, wie lange das dauert oder ob wir die Schiffe überhaupt zurückerobern können. Mit großer Wahrscheinlichkeit werden wir nicht noch einmal an einen Bergstromsender herankommen. Wir werden wohl erst wieder Kontakt aufnehmen können, wenn wir die Schiffe zurückhaben und die Funkgeräte dort noch intakt sind.«

»Wir versuchen, euch so gut es geht Rückendeckung zu geben«, versprach Shesha'a. »Und wir lassen uns ein paar Ablenkungsmanöver einfallen, die euch vielleicht helfen. Wir lassen euch nicht im Stich, Dana.«

»Wenn wir es in … sagen wir acht Tagen nicht geschafft haben, rauszukommen, dann ist uns nicht mehr zu helfen. Ihr müsst dann an eure eigene Sicherheit denken!«

»Ich werde das Richtige zur richtigen Zeit tun, Dana«, versicherte Shesha'a. »Verlasst euch auf uns.«

»Captain Frost!«, drängte Mirrin-Tal. »Sie haben nur noch wenige Minuten, bis die Verstärkung hier ist. *Raus da! Sofort!*«

»Du hast es gehört, Shesha'a. Wir machen uns auf den Weg. Frost Ende!«

Sie schaltete den Sender aus, verstellte zur Sicherheit die Frequenz und rannte zusammen mit den anderen aus der Station. Als sie draußen auf dem Plateau ankamen, sahen sie in der Ferne bereits drei Morax-Shuttles kommen. Die drei Restcrews aktivierten die Antigrav-Packs ihrer Kampfanzüge und flohen von dem Plateau in das nächstgelegene Waldstück, das in mehreren Kilometern Entfernung begann und das ihnen zumindest genügend Sichtdeckung geben würde. Die Shuttles folgten ihnen nicht.

Trotzdem gingen sie kein Risiko ein und flogen in dieser Deckung weiter, bis sie auf eine Verbindungsröhre stießen, die zu den nächsten Ebenen führte. Mit Hilfe der neu gewonnenen Karte über den Aufbau der Station fiel es ihnen nicht schwer, diesmal die Ebene zu wählen, die in Richtung Oberfläche führte.

Erst zwei Stunden später legten sie eine Pause ein, um sich auszuruhen und ihr weiteres Vorgehen zu besprechen.

*

»Scans abbrechen«, ordnete Shesha'a an, nachdem Dana die Funkverbindung unterbrochen hatte. »Tipyusha'a, befinden sich Morax-Schiffe in der Nähe?«

»Nein.«

»Sessu'u, das Wartungspersonal soll die Schutzfolien schnellstmöglich einsammeln. – Simsash, sobald die Klarmeldung der Wartung kommt, starten wir und nehmen Kurs auf den Hohlplaneten. Sobald der Kurs anliegt, Schleichmodus.« Sie studierte die Grundrissdatei über die Station, die Dana ihnen übermittelt hatte. »Wenn unsere Leute dort unten nicht unangemessen aufgehalten werden«, stellte sie fest, »müssten sie – die notwendigen Ruhepausen mitgerechnet – in zwei Tagen den Hangar erreichen, in dem die Schiffe aufbewahrt werden«, überlegte sie laut. »Falls uns bis dahin nichts Besseres einfällt, werden wir mit den Morax-Schiffen *Fangt-uns-wenn-ihr-könnt* spielen und sie dadurch hoffentlich genug ablenken, so dass die Entführten Gelegenheit haben, zu den Schiffen zu kommen. Unser Überlichtantrieb macht zwar noch nicht viel her, aber in Sachen Manövrierfähigkeit sind wir den Morax-Schiffen in jedem Fall überlegen. – Simsash, ich vertraue dabei ganz auf deine hervorragenden Flugkünste.«

»Das bekomme ich hin«, versprach der Navigator und wisperte amüsiert mit seinen Schuppen.

»Wenn das nichts bringt«, ergänzte Shesha'a, »lassen wir uns etwas anderes einfallen.«

Und die Crew der WEITE REISE konnte sich nicht erinnern, ihre Kommandantin schon jemals so zufrieden gesehen zu haben.

*

Die Kommandanten, ihre Stellvertreter und die Sicherheitschefs sowie Professor MacShane, Sikona, Brekken Dabruun, Bruder William und Sun-Tarin hielten Kriegsrat.

»Uns allen ist wohl klar, dass wir einen verdammt guten Plan brauchen, um an unsere Schiffe überhaupt heranzukommen, sobald wir die entsprechende Ebene erreicht haben«, war Siron Talas überzeugt. »Die werden mit Sicherheit nicht unbewacht sein. Dr. Dabruun, wie viel haben Sie von Ihrer Betäubungsdroge noch?«

»Genug für eine halbe Station von der Größe der letzten«, antwortete Brekken. »Das reicht bei Weitem nicht aus, um einen Hangar voller Morax lahmzulegen.«

»Ich denke, dass wir einen richtigen Plan erst schmieden können, wenn wir vor Ort sind und uns die Gegebenheiten angesehen haben, mit denen wir es dort zu tun haben werden«, sagte Mirrin-Tal.

»Dem stimme ich zu«, sagte Dana nachdenklich.

»Aber ich glaube, es gibt noch eine andere Möglichkeit, die Erfolg versprechender sein könnte.« Sie nickte MacShane zu. »Ich denke, Mac, Sie hatten mit Ihrem Vorschlag recht, den Sie mir vor ungefähr zwei Wochen unterbreitet haben. Wie die Dinge für uns liegen, führt wahrscheinlich tatsächlich der einzige Weg in die Freiheit über Denuur. Wenn wir ihn finden und überreden können, uns gehen zu lassen, dürfte es vergleichsweise einfach sein, hier wieder herauszukommen.«

»Ich überrede ihn dazu nur zu gern mit dem hier!«, meinte Telford grimmig und klopfte auf seinen Thermostrahler.

»Dazu müssen wir nur noch herausfinden, wo in diesem Labyrinth sich Denuur überhaupt aufhält«, wandte MacShane ein.

»Ich glaube, er hat uns das indirekt schon wissen lassen«, sagte Bruder William langsam.

»Ach, und wann soll das gewesen sein?«, konnte Telford sich nicht verkneifen ironisch zu fragen.

»Als Sie, Captain Frost, seinen Boten gefragt haben, ob Denuur uns nicht kontaktieren will, weil er vielleicht Angst vor uns hat. Erinnern Sie sich noch an seine kryptische Antwort?«

Dana erinnerte sich nicht so genau, dafür aber MacShane, der für solche Dinge ein phänomenales Gedächtnis besaß. »*Denuur ist alles und in allem*«, zitierte er. »*Viele sind Eins und Eins sind Viele. Viele und Eins sind überall. Eins und Viele sind nirgendwo. Das Innere ist außen, und Außen ist Innen. Denuur ist innen, und Denuur ist außen. Denuur ist die Quelle, und die Quelle ist Denuur. Denuur ist dort, wo die Quelle entspringt.* – Ich erkenne darin allerdings keine Wegbeschreibung zu seinem Wohnsitz«, fügte er schulterzuckend hinzu.

»Falls Sie eine ›Wegbeschreibung‹ im herkömmlichen Sinne erwartet haben, so haben Sie vollkommen recht, Professor«, stimmte William ihm zu. »Aber wenn wir dieses … nun, Rätsel, das er uns über seinen Boten mitgeteilt hat, einmal analysieren, so steckt darin doch ein klarer Hinweis. Ich denke, der größte Teil dieses Rätsels diente einfach nur

dazu, uns zu verwirren.«

»Das ist ihm auch ganz gut gelungen«, murmelte van Deyk halblaut.

Bruder William unterdrückte ein Lächeln. »Das Gerede von *›Denuur ist überall‹* und alles, was in die Richtung geht, können wir unbeachtet lassen.

Aber der letzte Teil ist interessant: *Denuur ist die Quelle, und die Quelle ist Denuur. Denuur ist dort, wo die Quelle entspringt.*«

MacShane schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn. »Natürlich!«, dämmerte es ihm. »Darauf hätte *ich* eigentlich kommen müssen. Schließlich bin ich hier der Spezialist für Entschlüsselung kryptischer Texte.«

»Nun reden Sie schon!«, forderte Dana ungeduldig. »Egal, wer von Ihnen beiden!«

MacShane machte eine leichte Verbeugung in Williams Richtung und überließ ihm die Erklärung.

»Sun-Tarin und ich haben in der letzten Zeit verstärkt Scans durchgeführt, die eigentlich dem Studium der Spinnentiere dienen sollten. Aber wir haben dabei entdeckt, dass sich im Zentrum dieses Hohlplaneten – also auf der Kernebene – eine starke Energiequelle befindet. Wir können wohl davon ausgehen, dass diese starke Energiequelle das Herzstück dieses Planeten ist und Denuur sie kontrolliert. Was liegt also näher, als dass er sich auch dort oder zumindest in unmittelbarer Nähe aufhält. Wir wissen immer noch nicht, was für eine Art Lebewesen Denuur ist. Es besteht vielleicht sogar die Möglichkeit, dass er selbst diese Energiequelle ist. Das Rätsel deutete es jedenfalls an.«

»Mit anderen Worten«, resümierte Siron Talas, »Denuur sitzt im Zentrum dieses Planeten und regiert von dort aus seine Welt.«

»Davon können wir mit großer Wahrscheinlichkeit ausgehen«, bestätigte MacShane. »Und ich halte den Plan, Denuur aufzusuchen und mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln zu zwingen, uns freizulassen, für die einzige uns noch verbleibende Möglichkeit, jemals aus diesem Hohlplaneten zu entfliehen.« Er blickte herausfordernd in die Runde. »Oder glaubt hier irgendjemand ernsthaft, dass wir eine Chance hätten, unsere Schiffe durch eine Armee von Abertausenden von Morax zurückerobern zu können? Falls die denn überhaupt noch einsatzfähig und nicht ausgeschlachtet sind.«

»Es ist uns sehr wohl bewusst, dass wir das, falls überhaupt, natürlich nicht durch eine direkte Konfrontation und einen Kampf erreichen könnten«, stimmte ihm Mirrin-Tal zu. »Unsere Optionen sind in der Tat bis auf diese eine ausgeschöpft. Wie sagt man bei den Menschen: Wir müssen jetzt alles auf eine Karte setzen.«

»Worauf warten wir dann noch?«, fragte Siron. Seine Stimme hatte immer noch den gefährlich stillen Klang, der Dana gerade noch so beunruhigt hatte. »Begeben wir uns also direkt ins Zentrum der Macht. Ich bin gespannt was – oder wen – wir dort finden …«



128 Innere Wächter fehlten immer noch. Kroluan wusste nicht, wohin sie geraten waren, als es den gesamten Kontingent Innerer Wächter seines Vorgängers übernommen hatte. Doch es war seine Aufgabe, die Vermissten zu suchen und zu finden, denn alle Inneren Wächter bildeten eine geschlossene Einheit, die empfindlich gestört war, wenn plötzlich eine solche Anzahl fehlte, ohne dass sie auf natürliche Weise vergangen und durch Nachkommen ersetzt worden waren.

Natürlich war der Verlust inzwischen längst ausgeglichen worden, lag er doch bereits vier Wächtergenerationen zurück. Aber das änderte nichts an Kroluans beständiger Prämisse, sie wiederzufinden und zurückzuholen. Also scannte Kroluan neben seinen primären Aufgaben unablässig die Außenbereiche, so weit seine Sensoren reichten, immer auf der Suche nach den Verlorenen. Zeit war für Kroluan bedeutungslos. Deshalb würde es die Suche niemals aufgeben.

Und schließlich fand Kroluan, wonach es suchte. Zwar gab es nur noch sieben der Vermissten, dafür aber insgesamt 5.729 Nachkommen. Sie alle besaßen dieselben Gensequenzen wie die 128 Vermissten und gehörten somit zweifelsfrei zu seinen Inneren Wächtern.

Kroluan änderte die Richtung seiner Reise und näherte sich dem Aufenthaltsort der Verlorenen, bis es in sicherer Reichweite für einen Transport war und holte die 5.736 Snioranku endlich heim …

ENDE



Das Tor zur Hölle

von Luc Bahl und San Fuller

Endlich konnten die Gefangenen ihre Schiffe lokalisieren und mit den Shisheni außerhalb der Station Kontakt aufnehmen.
Doch der Weg zu den Schiffen im Außenhangar ist weit – wieder bleibt nur die eine Option:
Denuur muss überzeugt werden, die Gefangenen freizulassen.
Doch wer – oder was – ist Denuur?
Kann man mit einem Gott kommunizieren?
Denuurs Boten jedenfalls geben nichts über sein Geheimnis preis.
So bleibt der Crew nichts übrig:
Sie muss durch

Das Tor zur Hölle